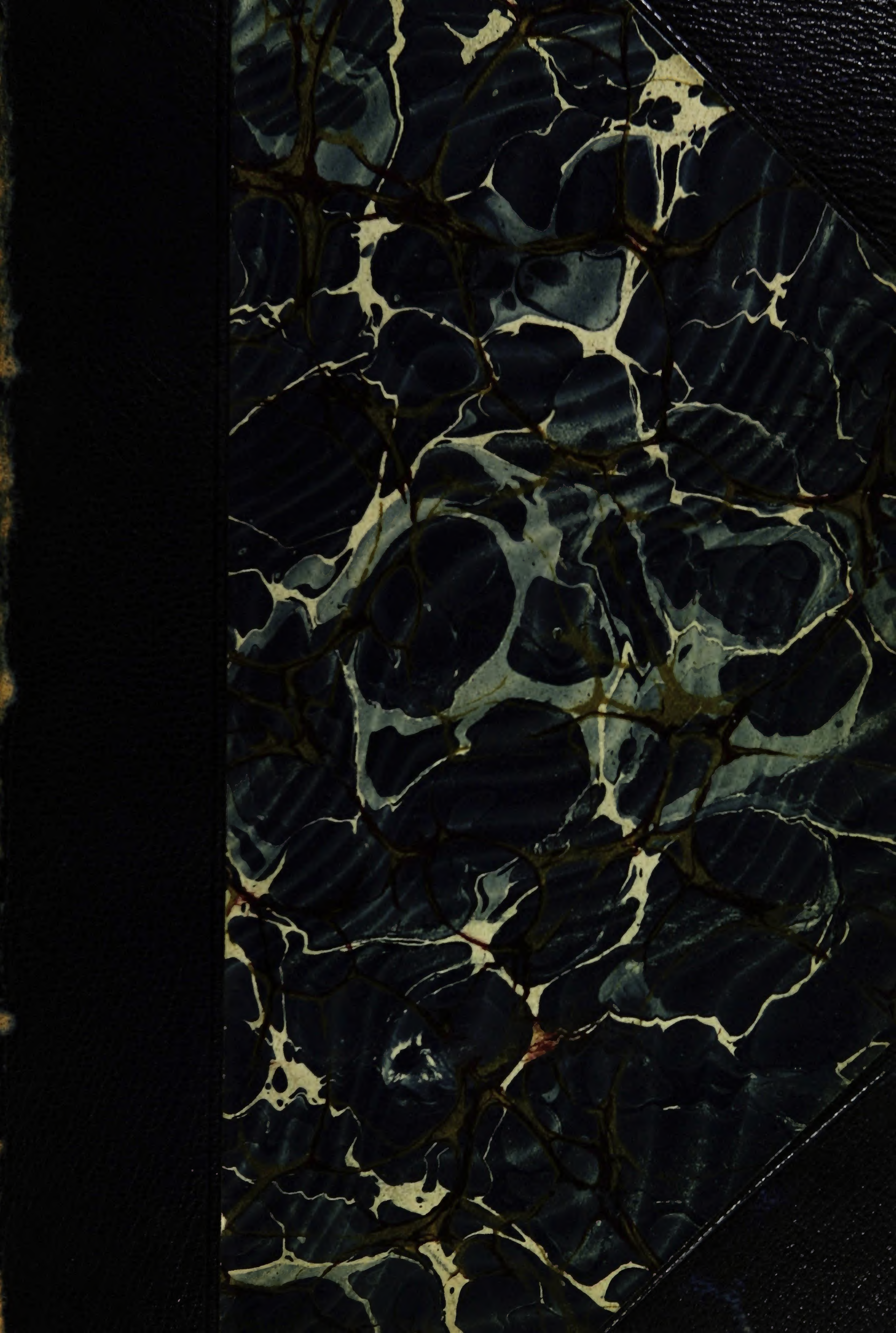


Glossen

zu

Yves Guyot's und Sigismond Lacroix's

„Die wahre Gestalt des Christenthums"

(Etude sur les doctrines sociales du christianisme).

Nebst einem Anhang:

Ueber die

gegenwärtige und künftige Stellung der Frau.

Von

A. Bebel.

Dritte durchgesehene Auflage.

Preis 30 Pfennig.

Berlin 1892.

Verlag der Expedition des „Vorwärts" Berliner Volksblatt

(Th. Glocke).

Glossen

zu

Yves Guyot's und Sigismond Lacroix's

„Die wahre Gestalt des Christenthums"

(Etude sur les doctrines sociales du christianisme).

Nebst einem Anhang:

Ueber die gegenwärtige und künftige Stellung der Frau.

Von

A. Bebel.

Dritte durchgesehene Auflage.

Preis 30 Pfennig.

Berlin 1892.
Verlag der Expedition des „Vorwärts" Berliner Volksblatt
(Th. Glocke).

Vorbemerkung zur ersten Auflage.

Die vorliegende Arbeit ruhte schon seit drei Jahren fast vergessen in meinem Pult. Die Verbreitung, welche die ausgezeichnete Schrift von Yves Guyot und Sigismond Lacroix gefunden, und die Aufmerksamkeit, die neuerdings durch die demagogischen Agitationen christlicher Prediger unter der Arbeiterwelt „die wahre Gestalt des Christenthums" erwecken muß, veranlassen mich, diese Arbeit nunmehr herauszugeben.

Der Anhang steht in enger Verbindung mit der in der erwähnten Schrift erörterten Frage über die Stellung der Frau, ein Thema, das in den letzten Jahren von den verschiedensten Seiten in Behandlung genommen ist. Auch diese Arbeit wurde vor drei Jahren fertig gestellt; ich werde aber noch im Laufe dieses Jahres eine Abhandlung veröffentlichen, die umfänglicher und gründlicher, als es in der vorliegenden geschieht, sich über die Frage äußern wird.*)

Leipzig, im Januar 1878.

A. Bebel.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Acht Jahre sind verflossen, seitdem diese Schrift erschienen, acht Jahre, die zwar nicht durch große, in die Augen springende Ereignisse sich auszeichnen, in denen aber die Entwicklung, auf welche in dieser Schrift Bezug genommen ist und im Sinne dieser Aus-

*) Es handelt sich um die 1879 erschienene Schrift: „Die Frau und der Sozialismus", die 1883 in veränderter und vermehrter Ausgabe unter dem Titel: „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" im Verlag der Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich erschien und nach Fall des Sozialistengesetzes in wesentlich umgearbeiteten und erweiterten Ausgaben wieder unter dem ersteren Titel im Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart, erschienen ist.

führungen gewaltige Fortschritte gemacht hat und weiter rapide Fortschritte machen wird. Die gesellschaftlichen Gegensätze haben sich in allen Kulturstaaten mächtig verschärft. Gegensätze, die vor acht Jahren noch vertuscht und verschleiert wurden, werden heute allseits zugegeben. Das ist ein großer Schritt nach vorwärts.

In Frankreich haben die sozialen Gegensätze seit jener Zeit in den Wahlen ihren drastischsten Ausdruck gefunden. Das Bauernthum, unter einer Krise leidend, die theils durch die überseeische Konkurrenz der Lebensmittelproduktion, theils durch die Zerstörung eines großen Theils der Weingelände durch die Phylloxera hervorgerufen und durch die Mißwirthschaft im Innern, das Raub- und Beutesystem in der Kolonialpolitik nach Außen verschärft wurde, erwartet größtentheils sein Heil unter der Leitung von Pfaffen und Monarchisten von einer monarchischen Restauration. Seine engen, beschränkten Lebensbedingungen auferlegen ihm einen engen, beschränkten geistigen Horizont. Aber zahlreich, wie es ist, hat es unter der Führung von Pfaffenthum und Aristokratie fast die gleich große Stimmenzahl wie die republikanischen Parteien abgegeben.

Die französische Bourgeoisie ist der monarchischen Reaktion wie der Demokratie gleich feindlich, weil sie von beiden eine Katastrophe und dadurch eine Gefährdung ihrer Interessen fürchtet, sie ist nur republikanisch aus Zwang. Dafür wirft sie sich, wie überall, dem Opportunismus in die Arme. Aber eines Tages vor die Entscheidung gestellt, ob Monarchie oder demokratische Republik, wird sie unzweifelhaft zu Gunsten der ersteren sich entscheiden, da sie hinter der Demokratie nur den Sozialismus, ihren Todfeind, wittert.

Kleinbürger und Arbeiter in Frankreich, erstere dort noch besonders zahlreich und verhältnißmäßig wohlhabend, aber beide von der von Jahr zu Jahr immer heftiger werdenden ökonomischen Weltkrise in immer bedrohlichere Lage gebracht, haben sich um die Fahne des Radikalismus geschaart. Doch ist dieser zu schwach, um die Gewalt in die Hände zu nehmen — ein Augenblick, der, wenn er einträte, den Gegensatz zwischen dem demokratischen Kleinbürgerthum und der sozialistischen Arbeiterschaft offenbaren müßte — aber der bürgerliche Radikalismus ist stark genug, um dem Opportunismus und den reaktionären Parteien es hochbedenklich erscheinen zu lassen, einen gewaltsamen Bruch herbeizuführen. Die Zeit der Staatsstreiche ist vorbei, die Zeit der Revolution noch nicht gekommen, ein Staatsstreich würde aber sicher zur Revolution führen. Einstweilen schwankt der Kampf hin und her, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, ein Kampf, in dem kleine Siege und kleine Niederlagen sich die Wage halten, durch den aber die Situation auf die Länge unerträglich wird.

Auch in England, das bisher innerlich so stabil erschien, hat die gewaltige Umwälzung, welche im letzten Jahrzehnt die Pro-

duktions-, Verkehrs- und Weltmarktsverhältnisse erfuhren, eine sehr bedeutende Beunruhigung erzeugt, die durch den gefahrdrohenden Charakter der irischen Bewegung noch gesteigert wurde. Die alten Parteien drohen auseinanderzufallen und werden neuen Bildungen Platz machen. Tories und Whigs, jene die Vertreter des Grundbesitzerthums, diese die Repräsentanten von Handel und Industrie, blicken mit Verstimmung auf die Radikalen, die sich in einer Vermittlerrolle einerseits zwischen den Land- und Industrie-Proletariern, andererseits zwischen der grundbesitzenden Aristokratie und der Handel und Industrie treibenden Bourgeoisie gefallen, aber über kurz oder lang von dem Sozialismus abgelöst werden dürften. Die Arbeiterklasse, vorzugsweise in den Trades-Unions organisirt, wird durch die Gewalt der Thatsachen, d. h. durch die Fortdauer der Krise, den zunehmenden Arbeitsmangel und die darauf folgenden Niederlagen in den Lohnkämpfen, zu der Ueberzeugung gedrängt, daß sie auf dem bisherigen Pfade nicht mehr vorwärts kommen kann. Die Erkenntniß des Gegensatzes der Interessen wird ihr mit Gewalt aufgenöthigt, und sie wird zu der Einsicht kommen, daß die bürgerliche Welt aufhört, die beste der Welten zu sein, und daß neue Lebens- und Produktionsformen zu suchen unabweisbar ist.

Bei der Höhe, welche die ökonomische Entwicklung im vereinigten Dreikönigreich mehr als in jedem andern Lande der Welt erlangt hat, ist zu erwarten, daß, wenn der Umschwung in den Ansichten einmal gründlich beginnt, er sich auch um so rascher vollzieht und England hinter dem Kontinent nicht zurückbleibt.

In überraschender Weise haben sich die Verhältnisse und Zustände in den Vereinigten Staaten entwickelt. Entsprechend der Großartigkeit der ökonomischen Entwicklung, die dort in einem Maßstabe sich vollzieht, wie in keinem anderen Lande der Welt, und bestimmend und umgestaltend auf die gesammten Zustände der alten Welt einwirkt, diese umwälzt und in nie geahntem Maße revolutionirt, vollzieht sich auch der Klassenkampf jenseits des Ozeans rapid und auf größter Stufenleiter.

Eine verhältnißmäßig noch junge Arbeiterbewegung hat dort in wenig Jahren einen Boden gefunden und eine Ausdehnung erlangt, die für ihre Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigt, und wird zu Klassenkämpfen führen, die der Bewegung im alten Europa als Muster dienen werden. Die alten Bourgeoisparteien der Vereinigten Staaten, Republikaner wie Demokraten, die bisher abwechselnd das Volk regierten, das heißt betrogen, bestahlen und plünderten, werden in Kürze mit diesem neuen Gegner rechnen müssen. Da sie aber ihre Natur als Vertreter der Ausbeuterklasse nicht verleugnen können und trotz aller Versuche, die neu aufstrebende Klasse durch ihre Führer zu korrumpiren, bei allem Erfolg im Einzelnen, nichts erreichen werden, so ist es auch dort nur eine

Frage der Zeit, daß der Riese Proletariat der Herrschaft des Kapitalismus ein Ende macht.

Das Sterbeglöcklein der bürgerlichen Welt dürfte in den Emporien der neuen wie in den Hauptstädten der alten Welt gleichzeitig läuten, und hier wie dort die Klassenherrschaft zu Grabe getragen werden.

In Deutschland sind die Zustände um kein Haar breit für die herrschenden Klassen günstiger.

Das außerordentliche Wachsthum der Sozialdemokratie im vorigen Jahrzehnt, das sich in den von drei zu drei Jahren wiederkehrenden Reichstagswahlen ziffernmäßig nachweisen ließ, hatte schon längst die Regierungen wie die herrschenden Klassen mit banger Sorge erfüllt. Man sann und sann, wie man dasselbe hintanhalten könnte, aber es wollte sich kein passendes Mittel finden, das den Zweck erreichte und auch das öffentliche Gewissen befriedigte. Da kamen die Attentate des Jahres 1878 wie bestellt. Die Sozialdemokratie mußte die moralische Urheberin sein, und mit einer rührenden Uebereinstimmung schrie die Presse fast aller Parteien nach Ausnahmemaßregeln, wurde die öffentliche Meinung durch verlogene Darstellungen aufgehetzt und dadurch das Sozialistengesetz glücklich unter Dach und Fach gebracht.

Nun die Sozialdemokratie unter den Keulenschlägen des Sozialistengesetzes zunächst mundtodt gemacht war, konnten die herrschenden Klassen um so unbehelligter auf die Jagd nach Beute gehen. Der große Krach hatte die Profite der Bourgeoisie geschmälert, die steigende Konkurrenz der überseeischen Agrarprodukte und die steigende industrielle Konkurrenz auf dem Weltmarkt führte die beiden hauptbetheiligten Gesellschaftsschichten, Großgrundbesitzer und Großindustrielle, zu jenem Bündniß, das in der Schutzzollgesetzgebung seinen markanten Ausdruck fand. Die Sozialdemokratie war unterdrückt, und so wurde, ohne genügenden Widerspruch von unten zu finden, den beiden Interessenten ermöglicht, sich aus der Haut des armen Mannes Riemen zu schneiden. Die Schutzzöllnerei repräsentirt die Periode der Bereicherung en gros aus den Taschen der Arbeiter und der kleinen Existenzen. Das Besänftigungspflästerchen für dieses Attentat auf den armen Mann und für die Peitsche des Sozialistengesetzes bildeten die Sozialreformen.

Aber die Staatshilfe für die Großen und die Staatspeitsche, versüßt mit etwas Zuckerbrod, für die Kleinen hat die Situation nicht günstiger gestaltet. Das Schutzzollsystem hat die Produktionsmittel treibhausmäßig vermehren helfen. Der Umstand, daß in der bürgerlichen Welt die gesteigerte Konkurrenz nur durch Verbesserung der Produktionsmittel, Erleichterung des Verkehrs und immer massenhaftere Erzeugung, also durch Verbilligung der Waaren, zu besiegen ist, hat den Wettkampf auf dem Weltmarkt in einer Weise

gesteigert, daß die Ueberproduktion und, Hand in Hand damit gehend, die Preisschleuderung permanent geworden ist. Die Krise wurde chronisch.

Das Mißbehagen und die Unzufriedenheit erfaßt immer weitere Kreise, alle Schichten sind in Gährung, alle rufen nach Hilfe, und das Resultat ist die Erkenntniß von der allgemeinen Rath- und Hilflosigkeit. Man dreht sich im Kreise wie die Katze um den Schwanz; und da jeden Tag alle die aufgezählten Faktoren weiter wirken, wird jeden Tag das Unbehagen größer.

Die niedergeschlagene und vernichtet geglaubte Sozialdemokratie mußte aus diesem Zustand der Dinge neue Kraft und neue Nahrung saugen. Mit jedem Jahre wurde sie stärker, und sie steht heute kräftiger denn je da und sieht getrosten Muthes siegessicher der Zukunft entgegen.

Dieser Gang der Dinge drückt sich auch in der Haltung der bürgerlichen Parteien aus. Der Liberalismus kämpft nur noch unter der Fahne des Manchesterthums, politisch ist er todt. Wenn heute seine Vertreter auf die Ministerstühle berufen werden, bleibt — Alles beim Alten. Aus Furcht vor der Sozialdemokratie muß er seine eigenen Prinzipien verleugnen, und die scheinbaren Gegner des Sozialistengesetzes werden die Ersten sein, die seine Verlängerung beantragen.

Wie der Liberalismus, so der Ultramontanismus, denn der Konservatismus kommt als blinder Heerfolger jeder Regierung, nicht in Betracht.

Der Ultramontanismus hat, getreu den Interessen der Gesellschaftsschichten, auf die er sich stützt, alle Wandlungen der Wirthschaftspolitik der letzten acht Jahre nicht nur mitgemacht, er war ihr eifrigster Befürworter und ihre wesentlichste Stütze. Politisch scheinbar noch im Kampf mit der Staatsgewalt, unterstützte er sie finanziell und materiell. Und geleitet von der richtigen Erkenntniß der Natur und der Bedeutung der sozialen Bewegung und ihrer Folgen, lieh er, der selbst mit Ausnahmegesetzen traktirt wurde und so oft mit sittlichem Pathos die Ungerechtigkeit derselben bekämpfte, der Staatsgewalt die nöthige Stimmenzahl, um das Sozialistengesetz zu verlängern und für die Dauer der jetzigen Zustände zu verewigen.

Die Parole des Ultramontanismus, für „Wahrheit, Freiheit und Recht" zu kämpfen, ist ebenso Schwindel und Betrug, wie die Behauptung des Liberalismus, den „Rechtsstaat" zu begründen.

Beide sind Repräsentanten bestimmter Kategorien innerhalb der herrschenden Klassen, beide sind an dem Bestand des gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftssystems auf's Aeußerste interessirt und beide werden die gegenseitige Bekämpfung, die heute nur noch ein Scheinkampf ist, aufgeben und sich gegen den gemeinsamen Feind

vereinigen, an dem Tage, wo sie derselbe in ihrer Existenz bedroht. Und als Dritte im Bunde erscheint die Staatsgewalt mit ihrem unmittelbaren Heerbann von Konservativen aller Schattirungen. So bilden Thron, Altar und Geldsack die irdische und allein wirkliche Dreieinigkeit.

Das Friedensgeläute, das gleichzeitig vom Berliner Schloß und von der Peterskirche zu Rom ertönte, zeigte an, daß die Stunde der Versöhnung gekommen ist. Das Gefecht in den Parlamenten und das Gezeter in den Zeitungen ist nur Schein, Schein, darauf berechnet, die Massen, die Heerfolge leisten, zu täuschen. Der Ultramontanismus muß die proletarischen Massen, die, seinen sozialistischen Phrasen und seinen Versprechungen auf Verbesserung ihres irdischen Jammerthales trauend, folgten, mit größter Vorsicht behandeln, will er von ihnen nicht des Verraths geziehen werden. Die himmlische Lockspeise allein hält die Schafheerde nicht beisammen, das Zentrum ist auch eine soziale Partei unter kirchlichem Deckmantel. Darum mußte der Friede mit den bisher als Todfeinde der Kirche bezeichneten Gegnern mit der nöthigen Schlauheit eingefädelt werden. Und er wurde eingefädelt und sein Abschluß ist da. Die schrittweise Nachgiebigkeit der preußischen Staatsregierung in Sachen der Besetzung der Bischofssitze, die Ernennung des Papstes als Schiedsrichter im Karolinenstreit, der Briefwechsel zwischen Papst und Bismarck und des Letzteren Dekorirung mit dem höchsten päpstlichen Orden, die Berufung des Bischofs von Fulda in's preußische Herrenhaus, die Annahme der kirchenpolitischen Vorlagen durch den preußischen Landtag &c. &c., das sind Zeichen der Zeit, die die allerdeutlichste Sprache führen. Zum Ueberfluß hatte der Papst durch die an die deutschen Bischöfe veröffentlichte Enzyklika vom 13. Januar 1886 deutlich ausgesprochen, welch' hohe Bedeutung das Zusammenwirken von Staatsgewalt und Kirche mit Rücksicht auf die gefahrdrohende soziale Bewegung der Gegenwart habe.

Das Papstthum wittert revolutionäre Morgenluft, es warnt wie die Käuzchen vor dem heranbrechenden Tage und es findet Verständniß bei seinem bisherigen Widerpart.

Auf der Höhe einer Pyramide, wie sie unser Gesellschaftsbau darstellt, merkt man früher den herannahenden Sturm als im Gedränge und Gewühle unten am Fuße.

Plauen bei Dresden, im Oktober 1886.

A. Bebel.

Die vortreffliche Arbeit, welche die Herren Yves Guyot und Sigismund Lacroix in ihrer Abhandlung „Etudes sur les doctrines sociales de christianisme“ geliefert haben und die, wie ich hoffe, in der vorliegenden Uebersetzung unter dem Titel: „Die wahre Gestalt des Christenthums" in Deutschland die ihr gebührende Verbreitung erlangt, wird in einigen Punkten nicht die volle Zustimmung der deutschen Sozialdemokratie finden.

Ich nehme mir die Freiheit, einige dieser Punkte, auf die es hauptsächlich ankommen dürfte, zu beleuchten.

Die hohe Bedeutung, welche die Verfasser mit Recht der Plato'schen Philosophie für das Christenthum zuschreiben, die in ihren Augen, wie in den Augen aller Freidenkenden, heute als eine Hauptsäule reaktionärer Weltanschauung erscheint, verleitet sie zu dem Ausruf: Haß dem Plato! Dieses Verdammungsurtheil gegen die Person Plato's scheint mir ungerecht. Plato konnte nicht die leiseste Ahnung besitzen, welche Bedeutung seine Philosophie für die Nachwelt erlangen werde, und ebenso undenkbar ist, daß er damit einen Rückschritt der Menschheit beabsichtigt habe, vielmehr ist das Gegentheil gewiß. — Es liegt auch in diesem Verdammungsurtheil eine Ueberschätzung des Einflusses einer Person und eine Verkennung der wahren Ursachen, die Einzelne wie ganze Völker zu *dem* machen, was sie sind. Plato für die Wirkung seiner Philosophie persönlich verantwortlich machen, heißt ihm eine Bedeutung zuschreiben, welche der Einzelne, und sei er der *Bedeutendste*, nie haben kann. Jeder Mensch, und davon ist der geistig Höchststehende nicht ausgenommen, ist das Produkt seiner Zeit. Die Ideen, die er zum Ausdruck bringt, wurzeln in den Verhältnissen seiner Zeit. Die geistig Bedeutenden sind es, in deren Hirn sich die in den Zeitverhältnissen liegenden Ideen formuliren, durch sie zum Ausdruck

kommen und eine bestimmte Form erhalten. Sind die Zustände, durch die gewisse Ideen erzeugt wurden, noch nicht genügend weit entwickelt und allgemein fühlbar geworden, so wird der Formulirer neuer Ideen auf wenig Beifall und Zustimmung der Mitlebenden rechnen können, aber um so mehr Geltung in der Zukunft erlangen, wenn die Bedingungen, welche diese Ideen erzeugten, sich weiter entwickelt haben. Er wird auf ihre um so längere Geltung rechnen können, je langsamer die Entwicklung des Zeitalters ist, dem seine Ideen gerecht geworden sind. Nicht in der Persönlichkeit, sondern in den materiellen Existenzbedingungen eines Zeitalters, d. h. in dem gesellschaftlichen Zustand, aus dem heraus sich die Anschauungen einer Epoche entwickeln, liegt der Schwerpunkt. Daß ein Jäger- und Hirtenvolk oder ein Volk von Ackerbauern zwar Priester und Propheten, aber keine Philosophen hat, ist durch die historische Entwicklung bestätigt und wird damit auch das Gesagte bestätigt.

Nach der Plato's Persönlichkeit zugeschriebenen Bedeutung müßte man nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß, falls Plato nicht gelebt habe, die Entwicklung der modernen Völker eine gänzlich andere geworden wäre. Das ist ein Schluß, den Niemand wagen wird. Plato's Ideen erlangten nicht Anerkennung und Verbreitung, weil sie Ideen waren, die mit Scharfsinn und Geschick vertreten wurden, sondern weil sie dem Bedürfniß und den Anschauungen der Vorgeschritteneren seiner Zeit und den thatsächlichen Verhältnissen derselben entsprachen. Daß dies der Fall war, war wiederum nicht sein persönliches Verdienst, er handelte, wie er mußte, und dachte, wie die Erscheinungen und Einflüsse, unter denen er lebte, ihn zu denken zwangen.

Existirte Plato's Philosophie auch als solche nicht, der Cäsarismus wäre dennoch entstanden, das Christenthum hätte auch ohne sie seine Macht erlangt und das Mittelalter mit seinem geistigen und physischen Druck wäre ebenfalls nicht ausgeblieben. Es ist eine Verkennung der wahren Ursachen der Völkerentwicklung, wenn einzelne Persönlichkeiten im guten oder im schlimmen Sinne für sie allein verantwortlich gemacht werden.

Plato's Philosophie wird vollkommen erklärlich, wenn die Zeitverhältnisse, in welchen er lebte, in Betracht gezogen werden. Es war die Zeit der Nachblüthe Griechenlands, d. h.

die Zeit, wo bereits dessen Verfall in vollem Gange war. Aller Reichthum, alle Kunst und Wissenschaft jener Zeit waren nicht im Stande, die sozialen Gegensätze einer auf der Sklaverei beruhenden Gesellschaft auszugleichen. Vielmehr rief der Glanz, der Luxus und der Ueberfluß der herrschenden Klasse die Unzufriedenheit und Auflehnung der Unterdrückten hervor. Keine unter den vielen Staatsformen, welche das vielgliedrige Griechenland besaß, und keine der häufigen Verfassungsänderungen, die jeder einzelne Staat vornahm, genügte, um dauernd Frieden und Wohlbefinden zu begründen, und zwar, weil man die Grundlage der Gesellschaft, die sozialen Verhältnisse, unangetastet ließ. Der Glaube an die alten Götter war mit dem Glauben an die alten Verfassungen bei den Denkenden verschwunden, nur die Herrschenden suchten den alten Glauben, wie stets und überall, als die Hauptstütze ihrer Herrschaft mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Da mußten sich tief angelegte Naturen, welche den Verfall der Gesellschaft erkannten, durch spekulative Untersuchungen eine neue Welt aufzubauen suchen. Sie verfielen der Utopie. Der Mangel an positivem Wissen, welcher die Folge der im Allgemeinen doch noch tiefen Kulturstufe war, auf welcher trotz der Höhe, die namentlich Kunst und Poesie erlangt hatten, die Gesellschaft jener Zeit im Ganzen stand, ließen keinen anderen Weg zu. Die Gesellschaft entwickelt sich nur allmählich, sie kann nicht in einer beliebigen Zeit ein beliebiges Ideal verwirklichen, sie läßt sich ihren Weg nicht vorschreiben.

An Stelle der menschlich lebenden und menschlich handelnden Götter tritt der metaphysische Gott, der ein paar hundert Jahre später bei einer in der Fäulniß, aber auch in der Erkenntniß weiter fortgeschrittenen Gesellschaft als Christengott zur Geltung kam. An Stelle der zu Grunde gehenden Staaten- und Gesellschaftsformen setzte Plato seinen Idealstaat, der eine Utopie war, nicht weil er weit über seine Zeit hinaus gegangen wäre, sondern weil im Gegentheil sein Idealstaat auf derselben Grundlage, der Sklaverei, ruhte, welche die vorhandene Gesellschaft zu Grunde richtete, und weil er mit ihr eine neue Staats- und Gesellschaftsbildung zu ermöglichen suchte. Sein Staat wurzelte in dem Grundübel der Gesellschaft, deren Lage er zu verbessern bestimmt war. Das war die Utopie. Utopien aber mußten in allen auf gründliche Umgestaltung der Gesellschaft denkenden Köpfen

so lange entstehen, als die materiellen Existenzbedingungen noch wenig vorgeschritten waren, also die Entwicklungsstufe der Menschheit noch dürftig, die Entwicklungsgesetze der Menschheit noch unbekannt waren. Diese zu erforschen, war erst einer so weit vorgeschrittenen Gesellschaft wie der unsern möglich, und ihr wird es auch erst möglich sein, gänzlich neue Grundlagen für eine Gesellschaft, die keine Klassengegensätze mehr kennt, zu schaffen.

Die Gährung und Unruhe der Geister, die in der Zeit des Verfalls von Griechenland sich bemerkbar machte, im römischen Kaiserreich weiter um sich griff und nach dessen Sturz das ganze Mittelalter hindurch fortdauerte, war das Lebenselement für eine Philosophie wie die Plato'sche, und das verschaffte ihr ein Ansehen und eine Bedeutung, die sie in der Zeit ihres Entstehens nicht genoß und nicht genießen konnte. Dieser Zeitströmung verfiel auch der von den Verfassern sowohl, wie allgemein in direkten Gegensatz zu Plato gestellte Aristoteles, Plato's Hauptschüler. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß Aristoteles keineswegs der schroffe Gegensatz zu Plato war, als den er gemeiniglich betrachtet wird. F. A. Lange führt in seiner Geschichte des Materialismus gründlich den Nachweis, daß Aristoteles in starker Abhängigkeit von Plato sein philosophisches System, richtiger seine Logik geschaffen. Er brachte das System Plato's gewissermaßen zum Abschluß, in ihm erreichte die Reaktion gegen die materialistische Weltanschauung, wie sie Demokrit und andere gelehrt, ihren Höhepunkt. Seine empirischen Versuche, die hauptsächlich der Anlaß waren, ihn in Gegensatz zu Plato zu stellen, dienten nur als Beiwerk, um seine spekulativen Lehren um so nachhaltiger zu stützen. Aristoteles hat es verstanden, die Resultate seiner Vorgänger, die er verschwieg, zu benutzen, aber ihre Prinzipien in das Gegentheil zu verkehren. Humboldt weist im „Kosmos“ nach, daß Aristoteles seinen Ruf als Naturforscher mit Unrecht genieße, weil er die Entdeckung Anderer mit großer Ungenirtheit für seine eigenen ausgegeben. F. A. Lange äußert sich über Aristoteles also: „Die Aristotelische Weltanschauung führt überall, wenn man der Sache auf den Grund geht, auf Platonismus zurück, und so oft uns ein Gegensatz zwischen Aristotelischem „Empirismus“ und Platonischem Idealismus entgegentritt, haben wir auch einen Punkt vor uns, in welchem Aristoteles sich selbst widerspricht.“ Und haben

nicht, seit Aristoteles den Christen durch die Araber besser bekannt wurde, die Scholastiker des Mittelalters sich der Aristotelischen Logik und Dialektik zur Begründung der Kirchendogmen bedient? War nicht Melanchthon ein eifriger Aristoteliker? Verbot nicht die Universität Salamanka, die Entdeckung Newtons zu lehren, weil sein Weltsystem nicht wie das Aristotelische mit der geoffenbarten Religion übereinstimme? Mußte der moderne Materialismus nicht Aristoteles ebenso bekämpfen wie Plato? Baco von Verulam, nach F. A. Lange der eigentliche Begründer der Induktion[1]), betrachtete Aristoteles als den Urheber eines schädlichen Scheinwissens und leerer Wortweisheit; er stellte Demokrit hoch über ihn.

Plato schuf auf dem Wege der Deduktion seinen Idealstaat, Aristoteles suchte auf dem Wege der Empirie aus den hunderten griechischer Verfassungen die beste zu konstruiren. So verschieden die beiden Verfassungspläne waren, jede hatte die Sklaverei zur Grundlage. Beide waren eine willkürliche Konstruktion, die auf dem Bestehenden begründet wurde. Aristoteles selbst erlebte den Verfall und die Unterjochung Griechenlands. Mit einer philosophisch konstruirten Verfassung macht man keinen Staat, es müssen die Bedingungen dazu vorhanden sein, sonst ist sie eine Utopie.

Die Philosophie des Plato wie des Aristoteles war also ein Produkt der nach Herrschaft ringenden Zeitströmung, die in den sozialen Zuständen wurzelte. Als die Zustände, welche diese Philosophie in Griechenland erzeugten, unter der römischen Weltherrschaft sich weiter entwickelten, konnte ihr der Einfluß auch im römischen Reich nicht fehlen, und sie mußte eine weitere Ausdehnung ihrer Herrschaft naturgemäß erlangen, als die Kultur des verfallenden römisch-griechischen Reichs über die barbarischen Völker des übrigen Europa sich ausdehnte und sie unterjochte. Den Vorschub, den in Rom eine im Verfaulungsprozeß befindliche Gesellschaft, aus welcher die

---

1) Die Induktion ist jene Denkmethode, wo aus einer großen Reihe einzelner Beobachtungen allgemeine Schlüsse gezogen und Gesetze formulirt werden. Die Deduktion verhält sich umgekehrt. Sie stellt a priori Prinzipien auf, deren Richtigkeit sie durch Herabsteigen vom Allgemeinen ins Einzelne nachzuweisen sucht. Streng genommen ist voraussetzungsloses Denken unmöglich, da alle Gedanken in menschlichen Erfahrungen wurzeln, nur aus Wahrnehmungen sich bilden und ableiten lassen.

Plato'sche Philosophie in Griechenland hervorgegangen war, ihr leistete, gewährte ihr in der mittelalterlichen Gesellschaft die dicke Unwissenheit und Unkultur der Massen und das Bedürfniß der Herrschenden. Dieselben Ursachen, welche die Plato'sche Philosophie förderten, mußten den philosophischen Materialismus des nach Aristoteles' Zeit lehrenden Epikur unter seinen Schülern zu einer Pflege roher Sinnlichkeit und wüsten Lebensgenusses ausarten lassen. Die gefälschte, oder besser gesagt nothwendig in Verfall gerathene Lehre Epikur's ward das Ideal der brutalen Genußmenschen der römischen Kaiserzeit; die stoische Philosophie, mit der Plato'schen verwandt, ward die Stütze der wenigen unter dem geistigen Druck leidenden idealen Elemente in der herrschenden Klasse; das mit Plato'scher Philosophie und jüdischem Spiritualismus geschwängerte und getränkte Christenthum endlich ward der Anker für die unter materiellem, physischem und geistigem Druck seufzenden Massen, namentlich als es in Paulus seinen geschickten Dolmetsch fand. So repräsentirt jede geistige Strömung eine bestimmte Schicht der Gesellschaft, weil sie das geistige Bedürfniß dieser Schicht befriedigt.

Wie nun die Plato'sche Philosophie und was aus ihr folgte, Kinder der Gesellschaftszustände waren, so war es nicht minder der Cäsarismus. Und hier ist ein zweiter Punkt, worin ich von den Verfassern abweiche. Die Plato'sche Philosophie hat so wenig den Cäsarismus geschaffen, wie das Umgekehrte geschah. Der Cäsarismus ist das nothwendige Produkt einer in Klassenkämpfen liegenden und sich zersetzenden Gesellschaft; er existirte schon, ehe noch sein Name erfunden war und ehe Plato's Philosophie bestand. In den griechischen Staaten war die Form des Cäsarismus die Tyrannis, sie war die Folge der Kämpfe zwischen den herrschenden und unterdrückten Klassen. Was dort auf kleinem Raume und in kleinen Verhältnissen auftauchte und darum weniger scharf zu Tage trat und keine allgemeine Bedeutung erlangen konnte, entwickelte sich in dem gewaltigen römischen Weltreich zu einer großen weltgeschichtlichen Staatsform mit in die Augen springendem Charakter. Der Cäsarismus erscheint in allen Staaten, wo die soziale Entwicklung zu schroffen Klassengegensätzen führt, und er wird erst verschwinden, wenn diese Gegensätze ihren Ausgleich gefunden, oder die betreffende Gesellschaft zu Grunde gegangen ist.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die geschichtliche Entwicklung Roms. Rom war von seiner Gründung, von 753 v. Chr. nach anderen Angaben von 729 v. Chr. bis 509 v. Chr., ein monarchischer Staat. Das Königthum war Wahlkönigthum. Neben dem Königthum stand der Senat, hervorgegangen aus den ältesten und angesehensten Familien. Alle wichtigen Staatsveränderungen sollten auch der Zustimmung des Volkes bedürfen, d. h. sämmtlicher vollberechtigter Bürger, was allem Anschein nach nur eine kurze Zeit geschah. Dem gestürzten Königthum folgte die Republik. Zwei auf ein Jahr gewählte Konsuln übernahmen die Regierung des Staats, neben ihnen bestand der Senat fort, die stimmberechtigten Bürger traten in die Centuriatcomitien zusammen, sobald sie über Staatssachen zu entscheiden hatten. Thatsächlich aber lag die Gewalt in den Händen der Patrizier, d. h. der alten Familien, aus denen der Senat hervorging; ihre Gewalt lag im großen Grundbesitz. Ihr Reichthum machte die Massen von ihnen abhängig, die politische Gewalt setzte die Patrizier in die Lage, die Hauptvortheile des Staats, namentlich die freie Nutznießung des Gemeindelandes, für sich in Anspruch zu nehmen und die Schulden den Plebejern aufzuhalsen. Die Plebejer hatten für das ihnen eingeräumte Land allerlei Verpflichtungen zu erfüllen, namentlich den Zehnten an die Patrizier zu bezahlen. Mißernten, Kriege, sonstige Unglücksfälle brachten die Plebejer häufig in Noth, sie fielen dann den Patriziern in die Hände, denen sie immer mehr verschuldet wurden. Konnte die Schuld nicht rechtzeitig bezahlt werden, so besaß der Gläubiger das Recht, den Schuldner von seinem Grundstück zu vertreiben; ihn wegen der Schuld sogar als Sklaven zu verkaufen. Diese Verhältnisse hatten schon sehr frühzeitig innere heftige Kämpfe zwischen den beiden Klassen hervorgerufen. Nach und nach erlangten die Plebejer verschiedene Rechte, die sie vor dem härtesten Druck der Patrizier schützten. Aber die Ungleichheit in den materiellen Verhältnissen blieb bestehen, ja sie vergrößerte sich mit jeder neuen Eroberung, bei welcher die Patrizier den Hauptantheil für sich in Anspruch nahmen und den größten Theil des eroberten Landes unter sich vertheilten. Um das Jahr 300 v. Chr. war die politische Rechtsgleichheit zwischen Patriziern und Plebejern zwar durchgesetzt, aber die große soziale Ungleichheit, die fortbestand und ihr Uebergewicht ausübte, beließ den Patriziern

thatsächlich die Gewalt. Die fortgesetzten Eroberungskriege und die Lasten und Verpflichtungen, die aus denselben entsprangen, ruinirten die kleinen Bürger und vergrößerten das Eigenthum der wenigen großen Besitzer ins Ungeheure. An Stelle der kleinen Besitzer traten Massen von Sklaven, die das Feld zu bebauen hatten, die expropriirten kleinen Besitzer vermehrten die brodlose und käufliche Plebs in der Stadt. An Stelle der patrizischen Geschlechter trat nach und nach die Nobilität; es waren dies die Nachkommen der höchsten Würdenträger des Staats, die in ihren Stellungen das Volk bestohlen und ausgeplündert hatten, und durch ihren enormen Reichthum ihren Nachkommen eine hervorragende Stellung möglich machten. Die Glieder dieser Familien theilten sich in die öffentlichen Stellen; sie befehligten die Heere in den immerwährenden Raub- und Eroberungskriegen und schleppten unermeßliche Beute nach Rom. Andere wurden als Statthalter und Unterstatthalter in die Provinzen geschickt, die sie auf alle mögliche Weise aussaugten. Die Einwohner der eroberten Länder wurden nach Rom geschleppt und als Sklaven verkauft. Diese bebauten, soweit sie nicht zu häuslichen und gewerblichen Diensten verwendet wurden, die Latifundien, jene ungeheuren Besitzungen der römischen Großen, die sich an Umfang mit den größten Ländereien der heutigen englischen Landlords dreist messen konnten. Der gesammte Grund und Boden Italiens war 104 v. Chr. in den Händen von etwa 2000 Familien. Die außerordentliche Centralisation des römischen Reichs trug dazu bei, den Gegensatz in der Bevölkerung noch zu verschärfen. Rom war der Centralpunkt, in dem alle Kräfte des Reichs sich konzentrirten, dorthin strömte Alles, was Geld und Besitz hatte, oder auf Ehren und Würden hoffte. Rom war genöthigt, seine Lebensbedürfnisse aus allen Provinzen des Reichs zu beziehen, und dieser Umstand wie die mangelnde Bevölkerung der Provinzen erzeugten wieder den Mangel an Dungstoffen, die dem Boden wiedergaben, was ihm entzogen wurde, und bedingten eine allmälige Aussaugung des Bodens, die weiter die allgemeine Verarmung zur Folge hatte. Es brach häufig Hungersnoth aus, Einbrüche barbarischer Völkerschaften an den Grenzen verwüsteten die Ernten, die Noth der Provinzen machte ihre Rückwirkung in der Hauptstadt geltend. Die Getreidepreise unterlagen enormen Schwankungen und der Getreidewucher wurde ein

weiteres Mittel zur Ausbeutung und Verarmung der niederen Klassen.

Andrerseits rief der Reichthum der herrschenden Klasse maßlose Verschwendung hervor. Die Korruption stieg in's Unglaubliche und vergiftete alle Kreise. Der Stimmen- und Stellenkauf wurde aufs schamloseste und offenste betrieben. Solche Zustände mußten nothwendig zur Empörung der Unterdrückten führen. Die Unzufriedenheit der verarmten Bürger wie der mißhandelten Sklaven wuchs immer mehr. Im Jahre 135 v. Chr. brach auf Sizilien ein großer Sklavenkrieg aus, an dem sich 200 000 dieser Unglücklichen betheiligten. Drei Jahre lang währte der Krieg unter den beiderseitigen furchtbarsten Grausamkeiten, bis er mit der Unterwerfung der Empörer endigte. In Kleinasien entstand 131 v. Chr. ein neuer Sklavenaufstand, der ebenfalls erst nach großen Anstrengungen bewältigt werden konnte. Aber zu gleicher Zeit waren in Rom weit bedenklichere Unruhen, und zwar unter der Bürgerschaft selbst, ausgebrochen. Die unterdrückten Bürger unter Anführung der Gracchen erhoben sich und verlangten strenge Durchführung der Ackergesetze. Der empörte Adel, der sein Raubsystem gefährdet sah, überfiel Tiberius Gracchus in öffentlicher Volksversammlung und stieß ihn meuchlings nieder. Der Bruder des Ermordeten, Sempronius Gracchus, suchte einige Jahre später, nachdem er gleich seinem Bruder zum Tribunat gelangt war, die Reformmaßregeln wieder aufzunehmen. Momentan gelang die Durchführung, aber von dem Haß des Adels verfolgt, wär der zweite der Gracchen genöthigt, freiwillig den Tod zu suchen. Das durch die Armuth bereits gänzlich korrumpirte und an Leitung gewöhnte Volk konnte der Macht des Adels nicht widerstehen, es sank tiefer und tiefer in seiner Abhängigkeit. Das Volk nährte sich von den Brosamen, die von der Reichen Tische fielen. Man gab den Massen Brod und Feste und wer von den Großen in Folge von Raub und Plünderung in den Stand gesetzt war, das Meiste draufgehen zu lassen, der hatte das korrumpirte Volk und die demoralisirten Soldaten auf seiner Seite. Die ewigen Kriege hatten Moral und Ueberzeugungen untergraben, Hunderttausende betrachteten den Krieg als Handwerk und jauchzten dem zu, dessen militärisches Talent ihnen die größte Aussicht auf Sieg, d. h. auf Raub und Beute eröffnete. Die Republik war so thatsächlich längst zur Farce geworden. Bei

der Noth der besitzlosen Bürger und der dumpfen Unzufriedenheit, welche die ungeheure Masse der Sklaven beseelte, war das Säbelregiment das einzige, das den Besitzenden einige Beruhigung für die Sicherheit ihrer Güter geben konnte und die Unzufriedenen durch äußeren Glanz und äußere Erfolge blendete. Der dritte große Sklavenkrieg, der 73 und 72 v. Chr. unter Anführung des Spartakus in Italien ausbrach und selbst Rom in höchste Gefahr und Schrecken versetzte, zeigte den Abgrund, vor dem die Gesellschaft stand. Ein Despot, der die zerrüttete Gesellschaft wenigstens äußerlich zusammenhielt und mit der Gewalt des Säbels den gewaltsamen Ausbruch der Klassengegensätze zu verhindern suchte, war nothwendig. Der Kampf um die Herrschaft begann und fiel schließlich Cäsar zu, dessen Namen von nun an das Regierungssystem führt, das die selbstverständliche Folge aller zu einer gewissen sozialen Entwicklungsstufe gelangten Staatswesen ist.

Der soziale Gegensatz zwischen Arm und Reich war es also, der den Cäsarismus gebar. Und der geistige Zustand, der daraus entstand, daß die unterdrückten Massen in ihrer Rohheit und Unwissenheit sich nicht zu helfen wußten, und in dumpfe Verzweiflung verfielen, daß die ökonomische und wissenschaftliche Unentwickeltheit der Zeit es selbst der geringen Zahl der nach Idealen Strebenden unmöglich erscheinen ließ, einen rettenden Ausweg zu finden, veranlaßte die bereitwillige Aufnahme und Verbreitung des Christenthums und begründete den Einfluß der Plato'schen Philosophie. Der Hang zum Mystischen und Uebernatürlichen wird stets da vorhanden sein, wo Elend und Armuth oder Uebersättigung in Folge von Schwelgerei mit Unwissenheit verbunden ist: in letzterem Falle versteckt sich die Unwissenheit unter der Scheinbildung und dem äußern Glanze. Der Spiritismus der Gegenwart beispielsweise findet seine Hauptstützen in den müßiggängerischen Kreisen der Aristokratie und hohen Bourgeoisie. Entnervt und abgestumpft durch das Uebermaß der Genüsse, alles wirklich idealen Strebens bar und dazu unfähig, suchen sie die innere Leere und Hohlheit durch den Mysticismus auszufüllen; er ist eine Nervenstimulanz. Das Volkssprüchwort: Junge Huren, alte Betschwestern, hat seinen tiefen Sinn. Eine Zeit des Verfalls wird stets den Mysticismus gebären; wir sehen dies zur römischen Kaiserzeit, bei dem Verfall des Chalifenreiches, zur Zeit des Herannahens der französischen

Revolution, und wir sehen dies gegenwärtig, wo eine neue Umwälzung sich vorbereitet.

Die soziale Fäulniß des römischen Reichs war die Düngerstätte, auf der das Christenthum emporwuchern mußte. Der Cäsarismus war das nothwendige Resultat der materiellen Gegensätze der Gesellschaft, das Christenthum war das nothwendige Resultat des sich aus diesen materiellen Gegensätzen ergebenden geistigen Zustandes.

Es kann darum auch nicht die Frage entstehen, welche die Verfasser aufwerfen: warum nicht Aristotoles und Epikur statt Plato siegten. Der Aristotoles ihrer Auffassung, so wenig wie Epikur konnten nach dem hier Entwickelten siegen, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Eine Gesellschaft nimmt nur die Ideen für ihre Weiterentwicklung auf, die ihren Zuständen entsprechen, die Ideen, die diesen nicht entsprechen, werden entweder gefälscht, indem man sie den Verhältnissen anzupassen sucht, oder sie gehen einstweilen oder gänzlich unter.

Die sozialen Zustände während des ganzen Mittelalters aber waren so, daß das Christenthum und die spiritualistischen Ideen eines Plato und seiner Nachfolger unumschränkt herrschen mußten.

Die römisch-griechische Gesellschaft war durch ihren sozialen Verwesungsprozeß unfähig geworden, eine Reorganisation aus sich heraus vorzunehmen, sie war infolgedessen auch unfähig, dem hereinbrechenden Strome einer allgemeinen Einwanderung barbarischer oder halbzivilisirter Völkerschaften Widerstand zu leisten, aber sie war doch noch stark genug, aus dem allgemeinen Zusammenbruch ein gut Stück ihrer Civilisation zu retten, die sie den neuen Völkerelementen, nachdem sie zur Ruhe gekommen waren, sozusagen aufpfropfte. Dieser Rest der griechisch-römischen Civilisation kristallisirte sich im Christenthum; nicht seine religiösen Ideen an sich, sondern das Uebergewicht, das ihm die römisch-griechische Civilisation, die es in sich aufgenommen, gab, das war es, was ihm seine Macht verlieh. Es empfahl sich den Mächtigen, weil es sich ihnen für die Unterdrückung und Dienstbarmachung der Massen zur Verfügung stellte, und es gewann die Massen, weil diese roh und unwissend und darum religiösen Einflüssen und abergläubischen Vorstellungen ganz ergeben, in ihm die

Trösterin ihrer Leiden und den Träger ihrer Hoffnungen zu finden glaubten.

Das furchtbare Elend und die Erschütterungen, welche die große Völkerwanderung über ganz Europa brachte, die fortgesetzten Kriege und Raubzüge des einen Volkes gegen das andere und der Mächtigen unter sich, verbunden mit dem entsetzlichen Greueln, erhielten die Völker in einem geistigen Zustande, der sie für die Annahme des Christenthums äußerst günstig stimmte, es gab ihm eine Erntezeit, wie es sich dieselbe nicht besser wünschen konnte. Wir sehen heute noch, wie Krieg, Seuchen und Unglücksfälle die sonst indifferenten aber vorurtheilsvollen Massen und zwar Hoch und Niedrig, in die Kirche treiben und jedem religiösen Charlatanismus zugänglich machen — denn der „heilige" Krieg 1870 hat es uns erst gezeigt — wie viel mehr in jener Zeit, wo die Rohheit und Unwissenheit und darum der Aberglaube und das Religionsbedürfniß unendlich größer waren.

Daraus erklärt sich die Macht und rasche Ausbreitung des Christenthums, und diese Macht mußte in dem Maße zunehmen, wie die Zahl seiner Gläubigen in immer größern Länderstrecken wuchs. Seine einheitliche Organisation und Centralisation begünstigten das Steigen seiner Macht, ganz besonders aber nützte ihm, daß seine Vertreter, so furchtbar unwissend sie uns auch erscheinen, gegenüber den noch unwissenderen Fürsten und Adeligen jener Zeit als Weise galten, denen man die wichtigsten Staatsgeschäfte anvertraute, und so ein gutes Stück politischer Gewalt, ja lange Zeit die oberste Gewalt in die Hände bekamen. Als Religion und und herrschende Gewalt folgte das Christenthum dem Interesse jeder Religion und jeder Gewalt, den Fortschritt der Menschheit nach Kräften zu hemmen. Und als der Fortschritt dennoch — wie immer, trotz aller Hemmnisse, weiter schritt, konnte es erst von dem Moment an wirkliche Machteinbuße erleiden, wo die soziale Entwicklung zur Bildung der Städte führte, womit die Existenzbedingunden für neue, der Kirche feindliche Ideen und Bestrebungen gegeben waren. Mit der beginnenden Blüthe des mittelalterlichen Städtewesens entstand erst der Kampf gegen die Herrschaft der Geistlichkeit und gegen jene Philosophie, mit der das Christenthum seine Dogmen vertheidigte. Hier sehen wir wieder aufs Neue, wie die materiellen, die sozialen Zustände der Gesellschaft

der Boden sind, aus dem die Ideen wachsen. Wir sehen aber auch an der Entwicklung des Christenthums und der Plato'schen Philosophie, wie alle Ideen den materiellen Interessen, und zwar so lange es herrschende Klassen giebt, den materiellen Interessen dieser letzteren dienstbar gemacht werden.

Daher kommt es, daß nicht bloß alle politischen Bewegungen, sondern auch, ohne jede Ausnahme alle religiösen Bewegungen sozialer Natur sind, so unwahrscheinlich das häufig auch erscheint. In allen religiösen Kämpfen des Mittelalters handelte es sich um eminent politische und soziale Interessen. Das gilt von dem Auftreten Arnolds von Brescia, der Albigenser, der Waldenser, Wicleff's, Huß's, Savonarola's und sämmtlicher Reformatoren, und daran ändert auch nichts, daß die Führer dieser religiösen Reformbewegungen manchmal weder soziale Reformen wollten, noch vielleicht ahnten, dagegen suchten die durch die religiösen Kämpfe bewegten Massen stets auch soziale Reformen und Umgestaltungen herbeizuführen, die letzteren waren sogar die eigentliche Triebfeder für die religiösen Bewegungen, wenn das die Massen auch selbst nicht klar erkannten. Jeder Mensch ist das Produkt seiner Zeit und ein Werkzeug der Verhältnisse; er glaubt zu schieben und wird geschoben; er arbeitet für Interessen, von denen er häufig keine Ahnung hat, oder er kämpft wider Willen für sie, weil sein eigenes Ziel nicht anders zu erreichen ist. Wer will z. B. leugnen, daß Herr v. Bismarck, indem er für das preußische Königshaus und die Interssen der Bourgeoisie thätig war, wider seinen Willen dem Sozialismus in die Hände arbeitete? Ein schlagendes Beispiel ist auch Luther. Luther war sein Leben lang ein bornirter Pfaff, dem alle politischen Bestrebungen fern lagen, der gar kein Verständniß dafür hatte. Und dennoch sind die sozialen und politischen Veränderungen, die von der Reformationszeit datirten, weit wichtiger als die kirchlichen. Die Reformation stärkte die absolute Fürstenmacht, sie legte den festen Grund zu jener Auflehnung der Großen, der Fürsten gegen Kaiser und Reich, die von Jahrhundert zu Jahrhundert schroffer wurde, bis sie endlich zum gänzlichen Ruin desselben führte.*) Durch die Reformation und das was ihr folgte, erwuchs jene Macht, die als Hauptzugrund-

*) Ausführliches hierüber in meiner „Geschichte des Bauernkrieges".

richter des alten Reiches in unserer Zeit ein neues begründete, das Hohenzollernthum. Die bürgerliche Entwicklung der Reformationszeit drängte zur Einheit und zur Zentralisation. Bei der Schwäche der Reichsgewalt fiel diese Aufgabe den großen Fürsten zu, sie bemächtigten sich ihrer unter dem Deckmantel der religiösen Interessen. Allein die furchtbaren Kämpfe um die Herrschaft, die sich als sogenannte Religionskriege aufspielten, zerrütteten und entkräfteten Deutschland, hinderten seine materielle Entwicklung und verurtheilten es zu der kläglichen politischen Rolle, die es seit dem dreißigjährigen Kriege spielte. Die große französische Revolution und die daraus folgende Niederwerfung Deutschlands durch Napoleon I. war erst nöthig, um Deutschland wieder aus der Ohnmacht, in die es gesunken, aufzurütteln, und durch Hinwegräumung des mittelalterlichen Schuttes Luft und Licht für die Weiterentwicklung der bürgerlichen Gesellschaft zu schaffen. Mit dieser entstanden die neuen politischen Ideen, es kam 1848, und wenn auch scheinbar der Absolutismus siegte, thatsächlich siegten die bürgerlichen Interessen, wie sich das durch die Schaffung des konstitutionellen Staats äußerlich kundgab. Es waren aber nicht die Interessen des mittelalterlichen Kleinbürgerthums, die Geltung erlangten, sondern die der modernen Bourgeoisie, des Großbürgerthums. Ihr gewaltiges und rapides Wachsthum seit 1848 brachte die politische Bewegung auf's Neue in Fluß. Die preußische Regierung wurde den Bourgeoisinteressen dienstbar, Bismarck ihr Stimmführer, und mit der Gründung des Deutschen Reichs hat die Bourgeoisie ihr letztes politisches Ziel und ihren Höhepunkt erreicht. Sie geht eben so rasch zu Grunde, wie sie in die Höhe gekommen ist.

Es ist nun wichtig, zu verfolgen, wie Luther, der angeblich für die Volksfreiheit kämpfte, allmählich ein vollständiges Werkzeug der Fürstenmacht und unumwundenster Vertreter des absoluten Fürstenthums und des blinden Gehorsams gegen die Fürsten wurde. Aus Luthers Verhalten geht hervor, einmal, daß er für Interessen arbeitete, von denen er keine Ahnung hatte, dann, daß das Christenthum, wie jede Religion seinem Wesen nach reaktionär und nur ein Mittel zum Zweck ist, endlich, daß der Protestantismus an sich keinen Vorzug vor dem Katholizismus besitzt. Der Protestantismus und seine Abarten, die sich als Calvinismus, Puritanismus &c. aufgethan

haben, sind nur verschiedene Zweige desselben Stammes. Die Ureigenschaften des Mutterstammes, der katholischen Kirche, liegen in allen und hießen sie ebenfalls dem Fortschritt der Menschheit feindlich gegenübertreten.

Was ich hier über den Protestantismus ausführe, ist nicht gegen die Verfasser der hier in Frage stehenden Schrift gerichtet, die in diesem Punkte wesentlich mit mir übereinstimmen, es hat nur den Zweck, denen, die einen Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus zu Gunsten des ersteren glauben machen zu dürfen, zu zeigen, daß sie Unrecht haben.

In den 95 Thesen, die Luther 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, war er noch sehr milde mit dem Papstthum verfahren. Nichts lag ihm ferner, als ein Bruch mit der Kirche, den er vielmehr damals noch als das größte Unglück betrachtete. Erst die Hartnäckigkeit der Gegner, die auch das Wenige, was er an reformatorischen Maßnahmen forderte, nicht zugestehen wollten und ihn wegen seines Vorgehens auf das heftigste angriffen, trieb ihn weiter. Noch im Jahre 1518 erklärte er sich dem Kardinal Cajetanus gegenüber zum Schweigen bereit, wenn seine Gegner das Gleiche thäten und die ärgsten Mißbräuche, namentlich den ärgerlichen Ablaßhandel, beseitigten. Die Kirche forderte unbedingte Unterwerfung. 1519 schrieb er aufs neue an den Kardinal Miltitz: „Wenn die Gegner nicht schwiegen, würde das Ding erst recht herausfahren, er habe noch seinen Vorrath beisammen.“ Aber die Gegner schwiegen nicht nur nicht, sondern Luther erfuhr auch nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem päpstlichen Legaten in Augsburg, daß man sich seiner Person bemächtigen wolle, um ihn für immer unschädlich zu machen. Er floh und nun führte er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit und Derbheit seines Naturells den Kampf gegen Papst und Päpstlinge. Die Bannbulle (1520) war die Antwort darauf. Luther verbrannte sie öffentlich, und damit war der Bruch mit der alten Kirche vollzogen. Die Reichsacht, die ihn nach seinem Auftreten auf dem Reichstage zu Worms (1521) traf, sollte ihn nicht blos bürgerlich, sondern wenn möglich auch physisch tödten. Der Churfürst von Sachsen rettete ihn.

Bereits gab es unter den Fürsten verschiedene, die begriffen, welchen Vortheil diese religiösen Wirren ihnen politisch bringen konnten. Der ungeheure Reichthum der Geistlichkeit

machte sie lüstern nach demselben, ihre Anmaßung machte sie ihnen verhaßt. Aber nicht nur ein Theil der Fürsten glaubte die religiöse Bewegung in seinem Interesse ausbeuten zu können, der unzufriedene niedere Adel, das Bürgerthum und die Bauern ebenfalls.

Schon seit Jahrzehnten hatte sich eine allgemeine Gährung, ein Geist der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet. Bereits waren die unterdrückten Bauern in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten gewaltsam aufgestanden, hier und da von den Bürgern unterstützt. So unter andern 1476 im Bisthum Würzburg, 1491 im Gebiete des Abts zu Kempten, 1493 im Elsaß, wo die Bewegung zum ersten Male unter dem Namen des „Bundschuh“ auftrat und zu gleicher Zeit im Breisgau und in Schwaben ausbrach, 1502 im sogenannten Bruchrain bei Bruchsal und in der Pfalz, 1512 auf dem Schwarzwald, die bis in die Freiburger Gegend und an den Bodensee reichte, endlich 1514 in Schwaben, wo der lange Jahre zuvor gegründete Bauernbund der „arme Konrad“ zum offnen Aufruhr schritt. Der materielle Druck, den die Geistlichkeit ausübte, hatte sie dem Volk weit verhaßter gemacht, als der geistige Druck, den sie ausübte, denn letzterer wurde erst fühlbar in Folge des ersteren. Das kühne Vorgehen Luther's gab allen Parteien neue Hoffnungen, sein Auftreten war das allgemeine Signal, er wurde die Fahne, um die man zunächst sich sammelte. Luther aber wollte von politischen und sozialen Dingen, als rein weltlichen, nichts wissen. Er nahm zwar die Unterstützung an, welche er namentlich durch Ulrich von Hutten fand, der von vornherein auf eine allgemeine politische Umgestaltung namentlich der Reichsgewalt zu Gunsten des niederen Adels und des Bürgerthums hinarbeitete, weil dadurch seine (Luther's) religiöse Bestrebungen mächtig gefördert wurden, aber Hutten's politische Pläne fanden nicht seinen Beifall, und er und Melanchthon sagten sich von Hutten und dessen Freund Sickingen förmlich los, als diese ernstlich Anstalt trafen, ihre politischen Ziele mit Gewalt zu verwirklichen. „Für das Evangelium solle mit weltlichen Waffen nicht gekämpft werden“, war die Antwort des Reformators, der 1521 noch mit leidenschaftlichen Worten zu blutigem Kampf gegen das Papstthum aufgefordert hatte. Hutten und Sickingen und ihre Freunde hätten den Gewaltweg sicher nicht beschritten, handelte es sich für sie nur um

„das Reich Gottes" und wäre die religiöse Bewegung ihnen die Hauptsache gewesen. So aber war die religiöse Fahne nur Mittel zum Zweck, was Luther allerdings nicht begriff, und sie schlugen los. Die Schilderung des unglücklichen Verlaufes jenes Kampfes gehört nicht hierher.

Wie der Adel, so wandten sich die Bürger und Bauern an Luther. Aber jetzt zeigte sich die reaktionäre Natur des kirchlichen Reformators.

Nachdem Luther einmal gegen das Papstthum vorgegangen war, traten Andere auf, die über ihn hinausgingen und neben der religiösen auch eine soziale und politische Reformation forderten. So Thomas Münzer, Carlstadt, die Wiedertäufer und Andere. Mit noch größerem Zorn als gegen das Papstthum, wandte sich jetzt Luther gegen diese, die er als „Abtrünnige" betrachtete. Die Gunst, welche einige der größten Fürsten, namentlich seit dem Wormser Reichstag, ihm und seinen Lehren entgegengebracht hatte, führte ihn zu der Ueberzeugung, daß durch die Fürstenmacht allein die Reformation in seinem Sinne durchgeführt werden könne. Er warf sich also jetzt den Fürsten in die Arme und bekämpfte mit grimmiger Wuth alle weitergehenden Bestrebungen. Aber wie ihm die über seine Lehren hinausgehenden religiösen Neuerungen verhaßt waren, so waren es nicht minder die politisch-sozialen Bestrebungen, die unter dem Schutz dieser wie seiner eigenen Lehren immer unverhüllter auftraten und, da sie gegen alle bestehende weltliche Gewalt, also in erster Linie gegen die Fürsten, gingen, diese auch zu Feinden der Luther'schen Reformation zu machen drohten. Die Fürsten waren geneigt, die Reformation für sich auszubeuten und so weit zu unterstützen, wie sie ihrem Interesse diente, sie hatten aber keine Neigung, politische oder materielle Vortheile daraus auch den Massen zu Gute kommen zu lassen. Drohte Letzteres, so war es mit ihrer Sympathie für die Reformation vorbei. Luther sah nur die religiösen Absichten der Fürsten, die ihnen zu Grunde liegenden politischen begriff er nicht, dazu war er zu stark in kirchlichen Vorurtheilen befangen; vielleicht aber wollte er sie auch nicht begreifen.

Als Bürger und Bauern in immer lebhaftere Bewegung geriethen und der religiöse Kampf immer offener zu einem sozialen sich gestaltete, predigte Luther gegen die Bewegung. Als dann die Bauern ihm 1525 die zwölf Artikel zur Be-

gutachtung vorlegten, mißbilligte er sie theils und zwar mit Hinweis auf die Bibel, theils suchte er durch nichtige Ausflüchte sich der direkten Beantwortung derselben zu entziehen. Da trotzdem die bis aufs Blut gepeinigten Bauern aufstanden und durch das Blutbad, das sie zu Ostern 1525 an dem gefangenen Adel zu Weinsberg anrichteten, den furchtbaren Ernst ihrer Gesinnung bethätigten, kannte sein Rasen keine Grenzen mehr, er wetterte „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern". „Darum, liebe Herren," schrieb er, „loset hie, rettet hie, helfet hie, erbarmet Euch der armen Leute! Steche, schlage, würge hie, wer kann! Bleibst Du darüber todt, wohl Dir, seligeren Tod kannst Du nimmermehr leiden, denn Du stirbst im Gehorsam göttlichen Worts und Befehls . . . Sind Unschuldige darunter, die wird Gott wohl erretten und bewahren, wie er Loth und Jeremia rettete. Thut er es nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern sie haben zum Wenigsten geschwiegen und gebilligt. Cibus, onus et virga asino, dem Esel Futter, die Last und die Peitsche. Zu einen Bauern gehört Haberstroh, sie hören nicht das Wort und sind unsinnig, so müssen sie denn virgam, die Büchse hören, und geschieht ihnen alleweile recht. Lasset nur die Büchsen unter sie saußen, sie machens sonst tausendmal ärger." Und der „sanfte" Melanchthon ließ sich aus: „Es sei ein Frevel und Gewalt, daß die Bauern nicht wollten leibeigen sein. Das wehre dem Glauben nicht, Christus rede blos von geistiger Freiheit, so daß ein Christ die Leibeigenschaft fröhlich tragen könne."

Die reaktionäre Tendenz der Reformatoren trat jetzt immer greller zu Tage. Auf die Bibel gestützt, hielt Luther dem blinden Gehorsam gegen die Obrigkeit und dem beschränkten Unterthanenverstand wahre Lobreden. Nie zuvor war in der Kirche die Lehre des absoluten Gehorsams gegen die Fürsten und die Obrigkeit mit solcher Entschiedenheit verfochten worden, wie durch Luther. Die Lehre des „Gottesgnadenthums" der Fürsten fand in ihm ihren eigentlichen Begründer. Hören wir einige Stellen seiner eigenen Werke. Da heißt es unter Anderem: „Der Christ muß sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, geduldig schinden und drücken lassen; weltliche Dinge gehen ihn nicht an,

er läßt vielmehr rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben, fressen und toben wer da will, denn er ist ein Märtyrer auf Erden. . . . Wo die Christenheit ist, da muß es Blut kosten oder sind nicht rechte Christen. Es sind nicht Weideschaaf, sondern Schlachtschaaf, immer eins nach dem andern hin. So ist das Ansehen des christlichen Lebens nichts denn Schwachheit, Tod und Sünde . . . . höret nun zu liebe Christen euer christlich Recht. So spricht euer oberster Herr, Christus, des Namen ihr führet, Matth. 5: Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehen, Sondern wer dich zwinget eine Weile Wegs zu gehen, mit dem gehe zwei Weilen. Und wer dir den Mantel nimpt, dem laß auch den Rock, Und wer dich auf den einen Backen schlägt, dem halt den andern auch dar . . . . Item so lobet St. Paulus auch die Korinther, daß sie gerne leiden, so Jemand sie schlägt. Item 1. Kor. 6 straffet er sie, daß sie um Guts rechteten und nicht das Unrecht litten. Nu seht ihr, wie weit euch die falschen Propheten (Münzer und Genossen) davon geführt haben. Und heißt auch noch dazu Christen, so sie euch ärger denn die Heiden gemacht haben. Denn an diesem Spruch greift ein Kind wohl, das christlich Recht sei, nicht sich streuben wider unrecht, nicht zum Schwert greiffen, nicht sich wehren, nicht sich rächen, sondern dahin geben Leib und Gut, daß es raube, wer da raubet. Leiden, leiden, Kreutz, Kreutz, ist der Christen recht und kein anderes.“ Und in seiner Kirchenpostille lehrt er: „Die Obrigkeit müsse den Pöbel, Herrn Omnes, treiben, schlagen, würgen, henken, brennen, köpfen und radbrechen, daß man sich fürchte und das Volk also im Zaume gehalten werde.“

Luther und seine Freunde forderten die Zensur für alle erscheinenden Schriften und setzten sie durch. Martin Bucer, ein Freund Luther's, trat für das Verbrennen der Ketzer ein, und als der fanatische Calvin den ihm früher befreundeten freisinnigen Spanier Michel Servet, der auf der Flucht vor der Inquisition in Frankreich durch Genf nach Italien wollte, hatte ergreifen und grausam verbrennen lassen, sprach Melanchthon seinen Beifall aus. Luther war damals schon todt. Aber noch in seinen letzten Lebenstagen hatte er von der Kanzel zu Wittenberg gepredigt: „gegen die verfluchte Hure Vernunft, auf welche die Schwärmgeister pochen;

den Sohn Gottes solle man hören, der da sage: das ist mein Leib, und die Vernunft mit Füßen treten." So geschah es, daß freidenkende Zeitgenossen Luther's mit Bitterkeit äußerten: „Im Papstthum sei man freier gewesen." Und kann man ihnen nach dem Vorgeführten Unrecht geben?

Unter Luther und Melanchthon wurde mit derselben Intoleranz jeder Andersdenkende verfolgt, wie es unter dem Papstthum geschehen war. Das protestantische Bonzenthum stand dem katholischen Pfaffenthum in nichts nach. Und so war es nicht blos in Deutschland, sondern auch unter dem Zwinglianismus und Calvinismus in der Schweiz, namentlich in Genf und unter dem Puritanismus in Schottland. Dieselbe Intoleranz zeigten die Hochkirche und der Puritanismus in England und ebenso die Hugenotten in Frankreich, die in den Gegenden, wo sie Macht hatten, weit anmaßender und unduldsamer auftraten, als ihnen gegenüber die Katholiken. Unter Calvin's fanatischer Herrschaft in Genf waren Güterkonfiskationen, Verbannungen, Einkerkerungen, Folterungen, Abhauen der Hand, Köpfen und Verbrennen die Mittel, womit er dem „wahren Glauben" Eingang verschaffte.

Das protestantische Bonzenthum ist seit der Zeit seines Bestandes stets und überall das unbedingte und gefügige Werkzeug der Regierungen gewesen. Zu allen fürstlichen Niederträchtigkeiten hat es seinen Segen gegeben, und zwar in demselben Servilismus, den Luther und Melanchthon offenbarten, als sie dem Landgrafen Philipp von Hessen dem „Großmüthigen" — ein Beiname, dem ihm speichelleckende Höflinge und Geschichtschreiber gegeben — erlaubten, zwei Frauen zu besitzen. Den Fürsten gegenüber hat das katholische Pfaffenthum, weil es in seiner einheitlichen Leitung und in seiner großartigen Organisation als Weltmacht sich fühlte, stets seine Unabhängigkeit zu wahren gewußt und sich nicht gescheut, wo sein Interesse mit der Staatsgewalt in Widerspruch kam, gegen diese aufzutreten und zu kämpfen. Ja, die Hauptlehrer der Jesuiten zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts gingen sogar soweit, den Mord tyrannischer Fürsten als ein Recht des unterdrückten Volkes zu vertheidigen.*)

*) Die Jesuiten haben, das muß jeder unparteiische Geschichtskenner zugeben, in den ersten Jahrzehnten ihres Bestandes Wesentliches in der Wissenschaft geleistet. Das geschah scheinbar wider ihren eigentlichen Zweck. Die Leiter des Ordens sahen aber ein,

Bezeichnender Weise waren es auch Jesuiten, die zuerst den Hexenverbrennungen, welche die Protestanten fast eifriger als die Katholiken bis ins 18. Jahrhundert verübten, entgegentraten.

Wie das protestantische Bonzenthum sich zur Wissenschaft stellte — die Reformation hat ja nach der Behauptung gewisser Leute angeblich die freie Forschung zur Geltung gebracht —, lehrt die Thatsache, daß die protestantische Geistlichkeit sich der Einführung des Gregorianischen Kalenders widersetzte, weil die Verbesserung von der katholischen Kirche ausging. In einem Gutachten des Tübinger Senats von 1583 hierüber heißt es: „Christus könne mit Belial und dem Antichrist nicht übereinstimmen.“ Und das Konsistorium zu Stuttgart ermahnte 1612 den großen Astronomen Keppler, „daß er seine fürwitzige Natur bezähme und sich aller Dinge nach Gottes Wort regulire und dem Herrn Christus sein Testament und Kirch mit seinen unnöthigen Subtilitäten, Skrupel und Glossen unverwirret lassen solle.“ Daß diese Art auch heute noch nicht ausgestorben ist, beweisen die Leo, die Knaak, die Mitglieder des preußischen Oberkirchenraths und so viele Andere.

Das oben Gesagte erklärt uns auch zur Genüge die Stellung, welche die moderne Bourgeoisie dem Cäsarismus wie der Kirche gegenüber einnimmt.

Es ist nicht Denkunfähigkeit oder Trägheit, wie die Verfasser der hier kritisirten Schrift glauben, welche die voltairianisch gesinnte französische Bourgeoisie dem Cäsarismus in die Arme trieb und sie gegen die Kirche wenigstens nicht feindlich auftreten ließ. Es ist ihr wohl erkanntes soziales Interesse, ihre Stellung als Ausbeuterin der Arbeiterklasse, das sie dazu treibt.

Der Bourgeois braucht für sich selbst keine Vorsehung, er glaubt auch an keine; aber er braucht sie für Andere, und damit Andere an sie glauben, thut er, als glaube er selbst

---

daß, wenn sie die Welt beherrschen wollten, sie das nicht konnten mit der bloßen Kenntniß der Bibel und der Kirchenväter; sie mußten sich der heidnischen Wissenschaft bemächtigen und, ausgerüstet mit dieser, die Finsterniß der christlichen Dogmen in den Massen zu verbreiten suchen. In dem Kampfe mit ungefügigen weltlichen Mächten passirte es dann, daß sie radikale politische und wissenschaftliche Grundsätze gegen ihre Widersacher und zu Gunsten der Massen, die sie beherrschen wollten, ins Feld führen mußten.

daran. Die große Revolution von 1789—95 hat dem Bourgeois gezeigt, was aus ihm wird, wenn er für die Freiheit und Brüderlichkeit schwärmt. Er warf sich dem ersten Napoleon in die Arme, weil er in ihm den Retter von der Republik und dem drohenden Kommunismus erkannte. Er, der selbst an keine Autorität glaubt, hält die Autorität für die Massen für nothwendig. Darum der Eifer, mit dem er dem lebenslänglichen Konsulat und schließlich dem Kaiserreich zujubelte, daher die stille Zufriedenheit, mit der er die wieder zur Geltung gelangte kirchliche Gewalt begrüßte. Ach! es waren schreckliche Tage für ihn, als in Frankreich der alte Gott für abgesetzt erklärt wurde und die Guillotinirung von Aristokraten, Pfaffen und Bourgeois den Kommentar lieferte, wo die Bewegung hinaus wollte.

Nach dem Sturz des ersten Napoleon hieß er die Restauration willkommen, weil der erstere mit seinen vielen Kriegen ihm schließlich das Geschäft ruinirte. Er brauchte Ruhe, und diese versprach ihm die Restauration und die heilige Allianz. Die Julirevolution kam Niemand ungelegener als ihm, er wollte nur eine Demonstration, sie wurde zur Revolution, aber als sie glücklich von Statten gegangen, beeilte er sich, aus Furcht vor den Arbeitern, einen neuen König zu holen. Die Februar-Revolution war nicht das Werk des Bourgeois, denn die Republik war ihm ein Greuel. Die Junischlacht zeigte ihm zu seinem Schrecken, wie mächtig der Sozialismus bereits geworden war, er schlug ihn deshalb mit Grausamkeit nieder, und warf sich mit Wollust, beklatscht von seinen Klassengenossen in ganz Europa, aufs Neue einem Cäsar in die Arme. Napoleon III. war sein Mann, an den er im Stillen noch heute mit Zärtlichkeit denkt. Er gab ihm die Ruhe, die von einer Aera der Prosperität begleitet war, wie er sie ähnlich noch nicht erlebt hatte. Der Säbel und die Soutane regierten brüderlich.

Was scheerte ihn die Korruption des Kaiserreichs? Nur zu, und um so besser, wenn sie auch in die Massen drang und diese vergiftete. Was lag ihm an der Unterdrückung der Freiheit, wenn nur das Geschäft ging und er die Freiheit der Ausbeutung ohne Furcht vor den Ausgebeuteten ins Werk setzen konnte. Daß der Priester wieder an Macht gewann und sich der Erziehung der Massen bemächtigte, konnte ihm nur angenehm sein; er wußte aus eigner Erfahrung, wie schwer

das Joch des Priesters abzuschütteln ist, um so besser also, da jetzt der Priester aus seinem Gegner sein Helfershelfer wurde.

So angenehm dem französischen Bourgeois der Krieg mit Deutschland im Sommer 1870 war, weil er ihm als ein Abzugskanal für die revolutionären Leidenschaften erschien, so unangenehm waren ihm seine Folgen. Nicht Metz oder Sedan, sondern der 4. September war ihm der fatalste Tag. Nur widerwillig und gezwungen nahm er das Ruder in die Hand, das haben die Septembermänner selbst eingestanden, und der 18. März 1871 zeigte, warum. War es ein Wunder, daß er vor Wuth außer sich gerieth, als er wahrnahm, daß der Sozialismus nicht todt, sondern während zweiundzwanzig Jahren der Unterdrückung mächtiger, furchtbarer denn je geworden war? Seine Wuth wurde Raserei und kannte keine Grenzen; das Blutbad, das er unter der Kommune anrichtete, so entsetzlich es war, es befriedigte nicht seinen Rachedurst, er begehrte immer neue Opfer. Mehr als drei Jahre hielt seine Angst den Belagerungszustand über zwei Drittel von Frankreich aufrecht, und indem er seine Ruhe dem Säbel Mac Mahons anvertraute, unterstützte er mit verdoppeltem Eifer das Aufkommen der Priesterschaft, ihre Mirakel und Wunder. Er wird den Tag segnen, wo ein neuer Staatsstreich ihm seine Zweifel und seine Ungewißheit über die Dauer der Zustände benimmt. Auf die Einsicht und Gerechtigkeit der Bourgeois zu hoffen, ist vergebliche Hoffnung. Man verlange keinen Selbstmord von einer Klasse, die herrscht.

Und wie mit dem französischen Bourgeois, so steht es heute auch mit dem deutschen. Vor achtundvierzig demokratisch und liberal, ein Verehrer der Feuerbach und Bauer, fuhren ihm die März-, Oktober- und Maitage in die Glieder. Er wurde plötzlich gar friedliebend und gesetzlich, half nach Kräften die Revolution ums Leben bringen und würde schon damals seinen vollen Frieden mit den Regierungen geschlossen haben, wenn diese im reaktionären Eifer nicht gar zu sehr ihm ins Fleisch geschnitten und ihm namentlich die erträumte Einheit zur Förderung seiner materiellen Interessen unklug und erbarmungslos verweigert hätten. Einstweilen schwieg er, die geschäftliche Prosperität während der Kirchhofsruhe in Deutschland zu seinem Vortheil ausnutzend und die Zeit für Verwirklichung seines politischen Ideals ruhig erwartend. Die

Nation fing allmählig an, sich von den Schlägen, die sie getroffen, wieder zu erholen. Jetzt kam der Bourgeois aus seinem Komptoir, wo er zehn Jahre lang eifrig gerechnet und „gearbeitet" und mittlerweile ein viel reicherer Mann geworden war, und drängte sich an die Spitze der Bewegung. Die Freiheitsphrasen flossen ihm wie süßer Honig vom Munde, und das Volk biß an. Es kam zwar anders, als er gedacht, aber darum für ihn nicht schlechter. Es kam im Gegentheil besser, als er gehofft. Herr von Bismarck begriff, daß er gegen die Bourgeoisie nicht regieren könne, er beschloß, mit ihr und für sie zu regieren. Louis Bonaparte hatte ihn das Kunststück gelehrt und dieser befand sich wohl dabei. So löste Herr von Bismarck die deutsche Frage nicht nach dem Plan, aber im Sinne der Bourgeoisie, d. h. er stellte ihr uneingeschränkte Förderung ihrer materiellen Interessen in Aussicht, wenn er dafür die politische Macht erhielt. Die Freiheit war Nebensache, diese nützte nur dem Volke, schadete aber der Regierung wie der Bourgeoisie, wenn das Volk sie benutzte. Das sah die Bourgeoisie ein, namentlich da der Sozialismus sich zu regen begann, und sonst mancherlei Elemente vorhanden waren, die sich der neuen Ordnung querköpfig in den Weg stellten. Was 1866 angefangen, vollendete 1870. Die Bourgeoisie gelangte auf den Gipfel ihrer Macht. Jetzt hätte das arbeitende Volk einsehen müssen, daß die Bourgeoisie es nur genasführt hatte, da trat der Ultramontanismus als Blitzableiter auf.

Ich sage nicht, daß dieses Erscheinen des Ultramontanismus Verabredung war, daß dieser in dem Moment auf die Bühne trat, wo der Liberalismus am Ziele seiner Wünsche angekommen war, indem er sein Programm, soweit es noch möglich und ihm nützlich war, verwirklicht hatte. Keineswegs. Der Ultramontanismus bildet die Reaktion gegen den Liberalismus. Letzterer, durch eine sozialistische Revolution noch nicht eingeschüchtert, hegte Ideen und Wünsche, die dem Ultramontanismus und der Kirche in ihrer alten Form gefährlich werden mußten. Wo sich die Bourgeoisie ungehindert entwickelt, erdrückt sie die Bodenaristokratie, das Kleinbürger- und Kleinbauernthum, drei Elemente, die, ihren Existenzbedingungen nach der Vergangenheit angehörend, naturgemäß der Bourgeoisie feindlich sein müssen. Der Ultramontanismus, durch das protestantische Kaiserthum und dessen Opposition

gegen das unfehlbare Papstthum gereizt, warf sich zum Stimmführer dieser Elemente auf. Katholische Bourgeois, die den Werth einer mächtigen Kirche für ihre sozialen Interessen begriffen, schlossen sich ihm an, religiös befangene Arbeiter, die sich durch seine Phrasen von dem Gnadenborn der Kirche und seinen Versicherungen, daß die Kirche auch für ihr zeitliches Wohl eintreten werde, verführen ließen, traten in seine Reihen. So erklärt sich die ultramontane Koalition gegen den Liberalismus. Die Arbeiter werden die schlechteste Stütze des Ultramontanismus sein, sie werden an dem Tage zum Sozialismus übertreten, wo sie erkennen werden, daß sie nur getäuscht wurden.

Die Beschlüsse des letzten vatikanischen Konzils wie der allgemeine Kampf des Ultramontanismus gegen den modernen Staat, d. h. den Staat der Bourgeoisie, erklären sich hiernach sehr einfach. Der Ultramontanismus wittert mit der feinen Nase, die ihn von jeher ausgezeichnet, das Herannahen einer allgemeinen, revolutionären Umgestaltung, die sich über alle Gebiete, soziale, politische und religiöse, erstreckt und alle Herrschaftsformen zu vernichten droht. In dem Liberalismus sieht er mit Recht, ohne daß dieser es sein will, den Mineur und Vorbereiter dieser Bewegung. Die Existenz- und Entwicklungsbedingungen der Bourgeoisie, deren politisches Produkt der Liberalismus ist, erfordern, alle alten sozialen und politischen Einrichtungen aus dem Wege zu räumen, und die religiösen werden damit ebenfalls untergraben. So arbeitet, ohne es zu wollen, der Liberalismus seinem Nachfolger und Erben, dem Sozialismus, in die Hände. Das sieht und begreift der Ultramontanismus, und darum sein Kampf gegen den Liberalismus.

Im neuen deutschen Reich ist der Liberalismus, ohne inneren gewaltsamen Kampf, wie er anderwärts, z. B. in England und Frankreich geführt wurde, zur Herrschaft gekommen. Regierung und Bourgeoisie sind in vollständiger Harmonie, und letztere beutet nach Herzenslust die neu gewonnene Stellung aus, damit ihr eigenes Grab sich grabend. Dieser Selbstvernichtungsarbeit trat der Ultramontanismus in seinem Interesse entgegen, und so entbrannte der Kampf, den die Welt den „Kulturkampf“ nannte. Das Naturell des Fürsten Bismarck verträgt keinen Widerspruch, entschlossen, seinen Gegner unter die Füße zu bringen — daß er ihn nicht

vernichten durfte, begriff er so gut wie Einer —, wurde er gegen seinen Willen von Position zu Position getrieben, und der Liberalismus, in der Begeisterung für seinen Heros, dem er so viel verdankte, stürzte sich kopfüber und ohne Besinnung ihm nach. Außerdem war dieser Kampf geeignet, den Liberalismus in den Augen oberflächlicher Köpfe zu rehabilitiren, er erschien ihnen wieder als der alte Freiheitskämpfer, der er längst nicht mehr war, und dann zog dieser Kampf die Massen von ihren socialen Interessen ab. Dieser Scheinkampf wird währen, bis der gemeinsame Gegner Beider, der Sozialismus, so stark geworden ist, daß er aus der Defensive in die Offensive überzugehen droht, dann werden Liberalismus und Ultramontanismus sich versöhnt in die Arme sinken, und wenn auch keine Liebes-, so doch eine Vernunftehe eingehen.

Nie ist ein bezeichnenderes Wort gesprochen worden, als jenes, das der päpstliche Nuntius Meglia einst zu München aussprach, und Fürst Bismarck und Herr v. Varnbüler, gegenseitig es bestätigend, in der Reichstagssitzung vom 4. Dezember 1874 erwähnten, das Wort: „Die Kirche wird nur durch die Revolution zu ihrem Rechte kommen.“ Sicher macht der Ultramontanismus keine Revolution, die Kirche kann sie so wenig brauchen wie das Fürstenthum oder die Bourgeoisie. Aber die Kirche sagt sich, und diesen Sinn konnten die erwähnten Worte nur haben: wenn eine Revolution ausbricht, die meine Gegner, ohne es zu wollen, vorbereiten, dann werden sie begreifen, daß sie in mir nicht einen Gegner, sondern ihren besten Freund haben, und werden sich nicht nur mit mir versöhnen, sondern mir freiwillig mehr bieten, als ich jetzt verlange. Daß die Kirche unter solchen Umständen nicht gerade unangenehm berührt wäre, wenn ohne Aussicht auf Erfolg eine Revolution ausbräche, darf man wohl annehmen; sie könnte dann hoffen, im Bündniß mit ihren heutigen Gegnern mehr Macht zu erlangen als sie bisher zu erlangen hoffen konnte. Die Kommune von 1871, die ihr einen Erzbischof und eine Anzahl Geistliche kostete, hat ihr in Frankreich mehr Oberwasser gegeben, als sie in den letzten Jahren des Kaiserreichs hatte und ohne diese Vorgänge unter der Kommune erlangt haben würde.

Aber die Entwicklung geht ihren Gang, weltgeschichtliche Ereignisse und Umwälzungen lassen sich nicht künstlich schaffen, die Zeit bringt ihre Reife, und sie lassen sich weder nach Wunsch

beschleunigen, noch nach Wunsch aufhalten, einzelne Personen sind machtlos.

So sehen wir also, wie auch der „Kulturkampf“ der Gegenwart kein religiöser, sondern ein eminent sozialer Kampf ist und daß es auf der einen Seite die materiellen Interessen der herrschenden Klassen, auf der andern die Interessen der unterdrückten Klassen sind, die alle geistigen Kämpfe und Ideenentwicklungen erzeugen. Das höchste Wohlbefinden der Gesammtheit herbeizuführen, ist schließlich das Ziel, auf das die Entwicklung der Menschheit hinausläuft, aber dieses Wohlbefinden kann nur begründet werden, wenn die materiellen Mittel der Gesellschaft Allen eine gleiche und den Kulturanforderungen entsprechende Existenz gewähren. Die materiellen Verhältnisse bilden eben die Grundlage aller Kulturentwicklung.

Der Beweis, daß die Religion aufs engste mit den materiellen Interessen der herrschenden Gesellschaftsklassen in Verbindung steht und ihnen dient, dürfte also erbracht sein. Es ist eine historisch erwiesene Thatsache, daß mit allen großen religiösen Bestrebungen auch stets politisch-soziale zusammenhängen und letztere den eigentlichen Kernpunkt bilden. Wir sehen das bei der Entstehung des Christenthums, bei allen religiösen Kämpfen des Mittelalters in Italien, Frankreich, England, Deutschland, wo stets die Bestrebungen gegen die Kirche mit denen um bürgerliche Freiheit und Unabhängigkeit zusammenfielen; wir sehen es auch in dem Präludium zur französischen Revolution, welches das Auftreten der Enzyklopädisten bildete, wie in den inneren Kämpfen während der Revolution selbst. Wir sehen es ferner in den Kämpfen unmittelbar vor der achtundvierziger Bewegung in Deutschland, als die Feuerbach, die Strauß, die Bauer und die deutschkatholische Bewegung gewissermaßen die Ouvertüre spielten, und endlich in den Kämpfen der Gegenwart, wo eine neue große soziale Umwälzung sich vorbereitet, und die Geburtswehen einer neuen Gesellschaft begonnen haben. Die alte Gesellschaft liebt es, ihre sozialen Kämpfe wie ihre Herrschaft unter falscher Flagge zu decken und zu verstecken. Die letzte sich jetzt vorbereitende große soziale Umgestaltung unterscheidet sich aber von allen ihren Vorgängern dadurch, daß sie nicht nach neuen Religionsformen sucht, sondern die Religion überhaupt negirt, und daß, indem sie als ihr Ziel die

Vernichtung aller Herrschaft auf ihre Fahne geschrieben hat, sie auch alle Formen dieser Herrschaft, also die sozialen und politischen wie die religiösen, beseitigen muß und wird.

Mit einem Verfassungsparagraphen, wie ihn die Verfasser in die drastische Formel fassen: „Jeder bezahlt seinen Priester, wie er seinen Bäcker bezahlt," wird die Macht der Religion und der Kirche allein nicht beseitigt, und die Hoffnung auf den Arzt und den Lehrer der bürgerlichen Gesellschaft dürfte ebenfalls sich als Täuschung erweisen. Wohl sind unsere Aerzte meist Atheisten und Materialisten, aber ihre soziale Stellung, die sie in die Reihe der herrschenden Klassen stellt, und ihr Interesse verbieten ihnen, sich zu Aufklärern der Masse aufzuwerfen. Diejenigen, die in diesem Punkte ihre Schuldigkeit thun, sind dünn gesäet. Dasselbe gilt von den Lehrern. Die große Mehrheit unserer Lehrer hat keine blasse Ahnung von ihrer wahren Aufgabe. Im Dienste der herrschenden Klasse stehend, von ihren Ideen beherrscht und in ihnen erzogen, halten sie in ihrer Mehrzahl zu dieser. Ihr einziger Wunsch ist, eine möglichst gute materielle Stellung zu erlangen, den idealen Zielen, für welche das arbeitende Volk kämpft, stehen sie, wenn nicht gleichgiltig, feindselig gegenüber, die Ausnahmen sind zu zählen. Bevor nicht eine gründliche staatliche und gesellschaftliche Umgestaltung vor sich geht, welche dem Lehrer die für seine Menschheitserziehungs-Aufgabe nothwendige, materiell gänzlich unabhängige Stellung sichert und ihm die entsprechende Bildung giebt, die ihm heute meist mangelt, erfüllt er seine Aufgabe nicht. Die Erziehung muß aber alsdann ausschließlich Staatssache sein, sie muß den höchsten Ansprüchen genügen und es darf kein Zögling von Staats- oder Gemeindewegen in religiösen Dingen Unterricht genießen. Das ist, warum ein Verfassungsparagraph, wie der vorgeschlagene, allein nicht hilft. Giebt der Staat nicht blos die Freiheit der Gewissen zu, was er soll und muß, sondern auch die Freiheit der Erziehung, wie dies in Nordamerika der Fall ist, so ist die nothwendige Folge, daß die Kirche sich der Erziehung bemächtigt und ihren unheilvollen Einfluß ausübt, wie sich das thatsächlich in den Vereinigten Staaten herausgestellt hat. Dieses laisser faire des Staates auf dem Erziehungsgebiet hat es dahin gebracht, daß in keinem Staate der Welt das Kirchen- und Sektenwesen sich

üppiger entfaltete als in den Vereinigten Staaten. Warum verzichtet der bürgerliche Freistaat auf die religionslose Erziehung seiner Jugend? Die Beantwortung dieser Frage läßt sich mit der Beantwortung einer anderen Frage vereinigen. Der Staat, der die vollste Gewissensfreiheit anerkennt, aber auch seine Jugend als Beute den Kirchen und Sekten überläßt, erklärt sich selbst für einen christlichen, er erkennt in seiner Verfassung das Dasein Gottes an, hält im Interesse der Religion eine Sonntagsheiligung aufrecht, wie sie, ausgenommen in England, strenger sich nirgends findet, und seine höchsten Behörden veröffentlichen keinen Regierungs-Erlaß, ohne den Namen Gottes anzurufen. Die gleiche Erscheinung wie in den Vereinigten Staaten finden wir in allen den Staaten wieder, die als der Hort bürgerlicher Freiheit gelten: in England, in Belgien, in der Schweiz. In der republikanischen Schweiz wurde bis vor Kurzem keine Stände- oder Kantonsrathssitzung ohne Gebet eröffnet. Wie erklärt sich diese merkwürdige Frömmigkeit und Religiösität? Sehr einfach. Indem die Bourgeoisie, die in allen diesen Staaten herrscht, die bürgerliche Freiheit einführte, hielt sie es gleichzeitig für nothwendig, ihr ein Gegengewicht in der Religion zu geben. Die Religion soll den mangelnden Druck der politischen Gewalt, die auch dem Bourgeois manchmal unangenehm wird, ersetzen und eine Schranke gegen destruktive Tendenzen der arbeitenden Klassen sein. Das ist das Geheimniß. Der Bourgeois der Vereinigten Staaten, der in größter Freiheit den Staat bestiehlt, die Politik nur als Geschäft kennt, im bürgerlichen Leben die Arbeit auf's schamloseste ausbeutet und alle Moral mit Füßen tritt, hält es für nothwendig, ein eifriger Kirchengänger zu sein, um vor den Augen der Masse seine bürgerlichen Schandthaten durch kirchliche Uebungen und Opfer wett zu machen. Aus denselben Gründen erklärt sich die pietistische und puritanische Gesinnung der englischen Aristokratie und Bourgeoisie, die ultramontanen Allüren der belgischen und die Orthodoxie der schweizerischen Bourgeoisie. Aus diesem Bestreben der Bourgeoisie, in der Religion ein konservatives Gegengewicht gegen die bürgerliche Freiheit zu suchen, erklärt sich aber auch weiter der entschiedene Fortschritt, den gerade der Katholizismus in Amerika und England gemacht hat, die Gunst, die er in Belgien findet.

Die katholische Kirche ist in weit höherem Grade als die protestantische ein festgeschlossenes und festgefügtes Religionsgebäude, ihre geistige Gewalt ist in Folge des Zeremoniendienstes und der äußeren Gestalt des Gottesdienstes auf die Gemüther der Unwissenden eine viel größere als die jeder anderen christlichen Konfession, ihre Mystik endlich entspricht dem Bedürfniß nach Trost und Befriedigung des um sein Eigenthum und seine soziale Existenz in Sorgen schwebenden und von den Genüssen der Welt übersättigten Aristokraten und Bourgeois weit mehr, als der trockene, nüchterne, phantasielose Protestantismus.

Wir sehen also, daß die bürgerliche Welt unfähig ist, den Kampf gegen die Kirche auszufechten. Wie in allen Staaten mit modernen sozialen Kämpfen Konservative und Liberale bis auf den Namensunterschied eins geworden sind und an demselben Strange ziehen, so ist dasselbe mit den Vertretern der Kirche vielfach schon geschehen oder es wird geschehen. Alle Vertreter der sozialen, politischen und religiösen Interessen einigen sich gegen die Vertreter der neuen revolutionären Weltanschauung zu einer einzigen großen reaktionären Partei. Der Zwist der herrschenden Klassen unter sich ist nur häusliches Gezänk, das sofort verschwindet, wenn es den gemeinsamen Feind zu bekämpfen gilt.

Nicht Verfassungsparagraphen und Aenderung äußerlicher Regierungsformen, sondern nur eine mächtige Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, beruhend auf der Gleichheit Aller und unterstützt durch die moderne Wissenschaft, die Allen zugänglich gemacht werden muß, wird sowohl dem Zäsarismus wie der Herrschaft des Christenthums ein Ende machen. Und es giebt nur eine Macht, die diese Umgestaltung vollziehen kann, das ist der Sozialismus.

Ueber die gegenwärtige und künftige Stellung der Frau.

Die Ehe soll ein Privatvertrag sein, verlangen die Verfasser der im vorhergehenden Abschnitt kritisirten Schrift. Diese Forderung klingt sehr radikal und ist es im gewissen Sinne auch; unter den heutigen sozialen Verhältnissen hilft aber der Frau ein solcher Privatvertrag eben so wenig, als wenn man ihr sagt, sie könne in jedem Erwerbszweig, für den ihre Kräfte und Fähigkeiten sich eignen, ihren Lebensunterhalt erwerben. Sie bleibt in beiden Fällen die Unterdrückte, weil eben so wenig die Zuerkennung wirthschaftlicher Freiheit, als die Erleichterung der Eheschließung oder die erleichterte Lösung der Ehe sie ökonomisch oder staatlich vor Unterdrückung und Ausbeutung schützen. Solange die soziale Stellung der Frau, d. h. ihre ökonomische Lage nicht eine vollständig unabhängige und dem Manne gänzlich gleiche ist, und so lange sie nicht politisch dieselben Rechte wie der Mann genießt, hilft der Privatcharakter der Ehe ihr ebenso viel, als einem Volke die schönste Verfassung, in deren Rechte und Freiheiten die Regierung und die herrschenden Klassen sich theilen, die den Reichthum, die geistige und physische Gewalt in ihren Händen haben. Eine solche Verfassung ist für das Volk ein Stück Papier; und der Privat-Ehevertrag ist, wie die Dinge heute liegen, für die Frau mehr eine Gefahr als ein Vortheil.

Die bürgerliche Gesellschaft kann auch nie darauf eingehen, den Ehevertrag als bloßen Privatvertrag zu betrachten, weil die Ehe auf das innigste mit den bürgerlichen Eigenthumsverhältnissen zusammenhängt, ja der nothwendige Ausfluß derselben ist. Die bürgerliche Gesellschaft kann die Ehe nicht als Privatvertrag anerkennen, trotzdem die Fälle sehr zahlreich sind und sein müssen, wo der Ehevertrag durch den

Ehebruch gebrochen wird, weil die bürgerliche Ehe, streng genommen, eine Zwangsanstalt ist, in welche die Mehrzahl der Betheiligten nicht aus inniger Neigung, sondern aus Interesse treten. Kraft seiner ökonomischen und sozialen Stellung ist der Mann der herrschende Theil, und das erklärt die Freiheiten, die er der Frau gegenüber sich erlauben darf, das erklärt, daß der Ehebruch in der überwiegenden Mehrzahl auf Seiten der Männer stattfindet, und das erklärt die passive Stellung, welche die Frau in der Ehe einnimmt. Bricht der Mann die Ehe, so bleibt diese Handlung in der Regel ohne alle Folgen, dies ist nicht im geschlechtlichen, sondern im sozialen Sinne des Wortes zu verstehen. Die Frau muß den Ehebruch des Mannes meist sich ruhig gefallen lassen, weil sie im Abhängigkeitsverhältniß zum Manne steht, weil der Mann die Stütze ihrer Existenz bildet und er der Repräsentant ihrer gesellschaftlichen Stellung ist. Verläßt sie ihn, so steht sie in den meisten Fällen hilflos und verlassen da, und um so hilfloser und verlassener, wenn sie Kinder hat. Auch wird sie bei aller Unschuld und obgleich sie nur handelte, wie Ehre und Würde ihr geboten, von der „Gesellschaft" als eine halb Geächtete behandelt, die ohne Mann kein Ansehen genießt und gesellschaftlich todt ist; sie erregt höchstens nur Mitleiden. Sie kann zwar nach formell erlangter Scheidung wieder ehelichen, aber wo sind die Männer, die nach einer geschiedenen, vielleicht mit Kindern gesegneten Frau suchen, wenn nicht Vermögen ihr einen besonderen Reiz verleiht und also dieses und nicht sie geheirathet wird. Der geschiedene Mann erlangt ohne Mühe eine andere Frau oder geht, ohne großen Anstoß zu erregen, ein freies Verhältniß ein. Das ist der Unterschied in der Lage Beider.

Unter diesen Umständen wird die Frau die schwersten Demüthigungen in der Ehe über sich ergehen lassen und nur sich aufzulehnen wagen, wenn sie Eltern oder Verwandte oder eigenes Vermögen oder Alles zusammen besitzt, woran sie eine Stütze findet. Sie wird selbst in solchen Fällen häufig das Aeußerste ertragen, weil es nach Ansicht der meisten Eltern und Verwandten kein größeres Unglück geben kann als eine von ihrem Mann getrennte Frau. Wo die Frau aber keinen Rückhalt besitzt, wird sie alles Ungemach, alle Unbill, alle Launen, ja selbst Mißhandlungen und Rohheiten des Mannes hinnehmen, sie wird sich auf's Tiefste vor sich selbst erniedrigen,

bevor sie zum Aeußersten schreitet. Ist sie eine energische Natur, so wird sie die einzige Waffe, die sie besitzt, ihre Zunge, zu benutzen suchen. Die sprüchwörtlich gewordene Frauenzunge ist, wie die sprüchwörtlich gewordene und von den Dichtern so viel besungene und bewunderte Geduld und Sanftmuth der Frauen, nur das anerzogene und angeerbte Resultat der Tyrannei der Männer, das Resultat vieltausendjähriger Zucht und Vererbung, das auch auf diesem Gebiet Darwin's Entdeckungen zu Ehren bringt. Die Geduld, Sanftmuth und Nachsicht der Frauen ist häufig dem Manne gegenüber keine Tugend, sondern die Folge der Schwäche und ein Uebel.

Die Tyrannei der Männer über das weibliche Geschlecht ist ähnlich der Tyrannei der Bourgeois über die Proletarier, in manchen Stücken ist die erstere noch schlimmer. Der Proletarier hat seine Arbeitskraft dem Arbeitgeber nur auf Zeit verkauft, gefällt es ihm nicht, so kann er in den meisten Fällen sich einen anderen, besseren Arbeitgeber suchen. Die Frau dagegen ist an den Mann für immer gebunden, lebt sie auch täglich und stündlich im Unfrieden mit ihm, sie muß ihre Fessel bis ans Grab tragen. Der Proletarier steht weit unabhängiger als Mann dem Manne gegenüber, er kann sich leichter Achtung und Recht verschaffen, beides nöthigenfalls durch eine Koalition mit Seinesgleichen erzwingen. Ganz anders die Frau. Sie muß sich alle Unbilden gefallen lassen, das Gesetz schützt sie weit unvollkommener als den Proletarier, und nur in den schwersten Fällen. Greift es dann ein, so spricht es zwar die Trennung aus, aber es ist die Trennung, welche die Frau ins Elend und in die Verlassenheit, den Mann in die angenehme Lage bringt, sich eine andere Frau zu nehmen.

Der Proletarier wird als Mann vor dem Gesetz behandelt, er kann vom Mündigkeitsalter an unbeschränkt über sich verfügen, er hat politische und soziale Rechte, seien sie auch noch so gering, die er als Waffen gebrauchen, mit denen er seinen Unterdrückern gegenüber treten kann. Die Frau wird, ist sie an den Mann gefesselt, als hilflos, als ein Kind betrachtet; sie steht unter der Vormundschaft des Mannes, sie ist rechtlos, denn sie ist politisch und bürgerlich unmündig erklärt. Alle Zivilgesetzbücher betrachten die Frau als unter der Vormundschaft des Mannes stehend, verweigern ihr das Recht der freien Verfügung, oft sogar der Zeugenschaft, ohne

Zustimmung des Mannes. Selbst politisch rechtlos, gibt das von ihr in die Ehe gebrachte Vermögen dem Manne das politische Recht, insofern es von einem Zensus abhängt, dem es genügt. Ausnahmsweise gewährt ihr die sächsische und manche anderen Landgemeindeordnungen, wenn sie Grundbesitzerin ist und solange sie unverheirathet bleibt, das aktive Wahlrecht, das passive dagegen versagt sie ihr. Heirathet sie, so geht das Wahlrecht auf den Mann über, auch wenn er nichts in die Ehe gebracht hat. Der Mann ist ihr Herr, ihr Ich steckt in dem seinen. Bei der Eheschließung gelobt der Mann ihr Treue, sie gelobt ihm nicht blos die Treue, sondern auch Gehorsam; und diese Knechtsstellung der Frau findet nicht allein in der kirchlichen Trauung ihren Ausdruck, die bürgerliche Eheschließung erheischt die Gehorsamserklärung ebenfalls.

Ganz anders ist die Stellung des Mannes. Ein Vergehen gegen die eheliche Treue, das bei der Frau als Kardinalverbrechen angesehen wird, gilt bei dem Manne nur als geringe Sünde. Diese Freiheit des Mannes ist durch die Macht der Gewohnheit selbst seitens der Frau so anerkannt, daß, wenn der geschlechtliche Umgang mit anderen Frauen vor der Ehe stattgefunden, es als etwas Selbstverständliches, manchmal sogar Lobenswerthes angesehen wird. Es gibt Frauen, die stolz darauf sind, wenn sie einen ausschweifenden Mann endlich „eingefangen" haben; und in unseren „höheren" Kreisen ist es seitens der Männer häufig Grundsatz, erst zu heirathen, nachdem man das „Leben genossen", mit anderen Worten, die geschlechtlichen Genüsse bis zur Hefe ausgekostet hat und als Halb- oder Ganzinvalide der Frau als einer Pflegerin bedarf. Nicht wenige Frauen lassen sich auch die geschlechtlichen Uebertretungen ihrer Männer in der Ehe schweigend gefallen und sind zufrieden, wenn diese nur innerhalb gewisser Schranken, mit Wahrung des äußeren Anstandes und nicht unter gänzlicher Vernachlässigung der ehelichen Pflichten gegen sie selbst vorkommen.

Unter hundert jungen Männern verweigern neunundneunzig ein Mädchen zu heirathen, von dem sie wissen, daß es mit einem anderen Mann geschlechtlichen Umgang gehabt. Bei sich selbst finden sie ihn so natürlich und berechtigt, daß ein heirathsfähiger junger Mann als Thor verspottet wird, der erklärt, sich von geschlechtlicher Berührung fern gehalten zu haben.

Sicher gibt es nichts Schädlicheres, als der Natur ihr Recht und ihre Ansprüche zu versagen. Geschlechtlicher Umgang ist nach erlangter vollständiger Reife so nothwendig, wie Essen und Trinken und Erholung und Schlaf; wird er unterdrückt, so untergräbt er die Gesundheit und sucht sich auf unnatürlichem Wege einen Ausbruch. Aber stellt die Natur diese Ansprüche nur an den Mann, nicht auch an die Frau? Woher kommt wesentlich die große Zahl kranker und kränkelnder Frauen im geschlechtsreifen Alter anders, als aus unterdrücktem, unbefriedigtem Geschlechtstrieb?

Der Mann, wenn er nicht durch die Erziehung verschüchtert ist, sucht sich Hilfe, und die Gelegenheit ist ihm geboten; von der Frau aber verlangt er bei Strafe der Aechtung, daß sie ihre Triebe gewaltsam unterdrücke, bis der Zufall ihr einen Ehemann in den Weg führt. Bekommt sie keinen, wird sie sogenannte alte Jungfer — das bemitleidenswertheste Geschöpf unter der Sonne, das dabei aber oft dem herzlosen Spott ihrer glücklicheren Genossinnen, wie dem der Männerwelt ausgesetzt ist — so verlangt man von ihr erst recht die Tugend und Enthaltsamkeit. Sie wird wie ein altes Stück Möbel betrachtet, das in die Rumpelkammer der Gesellschaft gehört.

In Wahrheit ist, wie heute unsere Zustände beschaffen sind, die geschlechtliche Tugend der Frau aller Sentimentalität entkleidet, nur die Folge des Zwanges, den der männliche Egoismus ihr auferlegt. Er macht ihre geschlechtliche Unberührtheit zur Bedingung, nicht nur, weil sich sein Egoismus darin gefällt, sondern um auch die Garantie zu haben, nicht Früchte fremder Liebe als sein Erzeugniß anerkennen und die daraus folgenden bürgerlichen Verpflichtungen übernehmen zu müssen. Dagegen hält er es in den meisten Fällen nicht seiner Würde entsprechend, ihr seinerseits denselben Preis, richtiger gesagt dasselbe Opfer, zu bringen. Kraft seiner Herrschaftsstellung sündigt er, und sie ist zufolge ihrer Abhängigkeit und des allgemein geltenden Vorurtheils genöthigt oder gewöhnt, ihn auch als Sünder anzunehmen.

Das vollbringt die Macht gesellschaftlicher Verhältnisse. Und die „öffentliche Meinung“, zunächst durch die Männer repräsentirt, übt einen solchen Druck, daß die Frauen sich willenlos fügen und selbst mit in die Verurtheilung einer „Gefallenen“ einstimmen. Das Opfer ist man geneigt zu

steinigen, der verbrecherische Opferer kehrt lachenden Mundes in die Gesellschaft zurück, und die von den Männern gemachten Gesetze begünstigen sein Treiben. Das heißt dann bürgerliche Moral.

Die gewaltsame Unterdrückung des Geschlechtstriebes ruft die Selbstbefleckung mit ihren Folgen hervor, erzeugt die Hysterie, die so zahlreiche Insassinnen unseren Irrenhäusern liefert.

Luther, der sonst in seiner pfäffischen Bornirtheit viel Unheil angestiftet, hat gerade durch die geschlechtliche Enthaltsamkeit, welche seiner kraftstrotzenden Natur das Klosterleben auferlegte, die Unnatürlichkeit der Ehelosigkeit und des Mangels an geschlechtlichem Umgang erkannt. Was er in dieser Beziehung geäußert, gehört zu dem Besten und Treffendsten, was hierüber gesagt werden kann. Er äußerte: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebensowenig entrathen, als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursach ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur, Kinder zu zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüsse und Alles, was dazu dient, gegeben und eingesetzt. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehn, wie Natur will und muß, was thut er anders denn, als er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, nicht trinke, noch schlafe?"

Aber die gesellschaftlichen Zustände sind es, die diese Befriedigung der Natur gerade bei dem weiblichen Geschlecht am meisten verhindern. Nicht allein zwingt sie ihre soziale Stellung, zu warten, ob und wann sich ein Mann findet, und liebe sie ihn auch nicht, die Gesellschaft sorgt außerdem durch Krieg und Auswanderung dafür, daß das Verhältniß der Geschlechter sich zu Ungunsten des weiblichen verschiebt. Von Natur ist dieses Mißverhältniß nicht vorhanden und namentlich nicht zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts, denn statistisch ist festgestellt, daß auf 100 Mädchen 105 Knaben kommen, also eher ein Ueberschuß des männlichen Geschlechts vorhanden sein könnte. Die Volkszählung im Jahre 1872 in Deutschland zeigt uns aber beispielsweise umgekehrt einen bedeutenden Ueberschuß des weiblichen über das männliche

Geschlecht, und zwar gab es von ersterem 20 906 739, von letzterem 20 151 902 Personen. Das weibliche Geschlecht hatte also ein Plus von rund 750 000 Köpfen, die ausschließlich auf das reife Alter fallen, da, wie gezeigt, bei der Geburt das männliche dem weiblichen an Zahl überlegen ist. Am 1. Dezember 1890 hatte Deutschland 24 230 832 männliche und 25 197 638 weibliche Einwohner, das weibliche Geschlecht überwog also das männliche um 966 806 Köpfe. Wie schon bemerkt, sind Krieg und Auswanderung die Hauptursachen. Es ist nach diesen Zahlen von vornherein eine große Zahl deutscher Frauen zur Ehelosigkeit verdammt, eine Zahl, die noch bedeutend dadurch gesteigert wird, daß viele junge Männer aus ökonomischen und sonstigen Gründen von der Ehe absehen.

Unnatürliche Zustände aller Art sind die Folge: die Gefahr der Ehelosigkeit für die Frauen wächst unter den heutigen Verhältnissen mit jedem Jahr, und man darf es wahrlich keiner mit Töchtern gesegneten Familie verargen, wenn sie mit Sorgen und Bangen der Zukunft entgegensieht. Andererseits entwickeln diese Zustände Eigenschaften im weiblichen Charakter, wie Putzsucht, gefallsüchtiges Wesen, Eitelkeit, Männerjagd, sehr entwickelte Eifersucht, die häufig verspottet und heftig getadelt werden, aber die natürlichen Folgen der Verhältnisse sind. Die Prostitution hält hierbei ihre reichste Ernte und bekommt zahlreiche Kandidatinnen geliefert.

Alle die so häufig öffentlich besprochenen schlimmen weiblichen Charaktereigenschaften, die typisch geworden sind, lassen sich ohne große Mühe als aus den Lebensbedingungen der Frauen mit Naturnothwendigkeit hervorgegangene nachweisen. Die bürgerliche Gesellschaft mag sie tadeln und verspotten — und sie thut es reichlich —, aber sie ist ohnmächtig, sie zu ändern oder zu beseitigen, weil die bürgerliche Gesellschaft selbst sie erzeugt hat, sie können auch erst verschwinden, wenn an Stelle der bürgerlichen Gesellschaft eine gesunde und normale Gesellschaftsform tritt.

Dieselben gesellschaftlichen Zustände, welche für die freie Entwicklung der Frau so ungünstig sind, begünstigen den Mann, namentlich wenn er in materiell bevorzugter Stellung ist, seinem Hang nach geschlechtlichen Genüssen frei die Zügel schießen zu lassen, wofür selbst der Ehestand, wie jeder mit den Zuständen Vertraute weiß, kein Hinderniß bildet, und

zwar häufig auch deshalb, weil diese Ehe aus ganz anderen Motiven als aus wirklicher Liebe zur Frau geschlossen wurde. Wie überdies namentlich von einem großen Theil der „alten Herren" der höheren Klassen die schändlichsten und unsittlichsten Mittel angewendet werden, die abgestumpften Sinne zu reizen, will ich hier nur berühren, dies trifft eine der dunkelsten Seiten dieses an dunklen Seiten so reichen Kapitels.

Die materielle Abhängigkeit der Frau und ihre von der Männerwelt geflissentlich erhaltene geistige Unmündigkeit, verbunden mit der weiteren Thatsache, daß der schroffe Gegensatz, die Unsicherheit und der Kampf um die Existenz in unseren sozialen Verhältnissen die Männerwelt veranlassen, die Ehe zunächst vom Geldstandpunkt aus zu betrachten, machen die Frau zu einer Waare und die Ehe zu einem gemeinen Kaufgeschäft. Die natürlichen, d. h. die eigentlich moralischen Gesichtspunkte kommen erst in zweiter Reihe. Die Frau geräth in die abhängigste Lage von dem Mann.

So ist in der heutigen Gesellschaft das Verhältniß zwischen den Geschlechtern ein ebenso ungesundes wie das zwischen Bourgeois und Proletariern. Der Mann hat die Rechte, die Frau die Pflichten.

Aber so ungesund, ja unnatürlich von einem höheren menschlichen Standpunkt dieser Zustand ist, er ist der natürliche und einzig mögliche vom Standpunkt der heutigen Gesellschaft. Das Abhängigkeitsverhältniß der Frau von dem Mann beruht auf denselben Grundlagen wie das des Proletariers vom Bourgeois, sagten wir. Die Welt des Privateigenthums braucht Proletarier, um das Eigenthum zu erzeugen, sie braucht aber auch „legitime" Kinder, die es erben. Die Ansammlung des Eigenthums ist dem Bourgeois nicht blos Mittel zum Zweck, es ist ihm Selbstzweck, und er bedarf des Erben nicht wie der Römer, als Vollstrecker seiner Willensmeinung, die er nach seinem Tode zu vollziehen hat, sondern als Träger seines Eigenthums. Es ist eine Art Fortbesitzrecht über den Tod hinaus, ein Stück Eigenthümerleben jenseits des Grabes, wozu die Frau ihm als Produktionsinstrument des Erben dient.

Darum heirathet er auch nur da nach Liebe, wo sein Gefallen an ihren Reizen mit seiner Gier nach Eigenthumsanhäufung durch das Vermögen der Frau zugleich Befriedigung findet. Sonst ist die Ehe hauptsächlich für ihn ein Geschäft,

das er wie jedes andere Geschäft nach den Vortheilen, die es bietet, abschließt. Er nimmt die Frau ohne Reize und ohne Liebe, wenn sie ihm nur Vermögen bringt und im Uebrigen ihm die Hoffnung giebt, „legitime" Erben gebären zu können.

Dieser bürgerliche, auf den Eigenthumsverhältnissen beruhende Charakter der Ehe hat natürlich alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen. Nur in den unteren Schichten, wo die Eigenthumsfrage noch am meisten aus dem Spiele bleibt, hat sich die Ehe als reiner Akt der Neigung am häufigsten erhalten. Hier ist auch das Gleichheitsverhältniß zwischen Mann und Frau, wenn nicht rechtlich, denn alle bürgerlichen Formen gelten auch hier, so doch faktisch ein weit größeres, als in den höheren und hohen Klassen. Die Trübung des ehelichen Verhältnisses ist darum viel seltener in den untersten Schichten die Folge geschlechtlicher Ausschweifung, als die Folge der materiellen Noth und der daraus resultirenden Uebel: schlechte Erziehung, Rohheit, Trunksucht. In diesen Fällen leidet die Proletarierfrau doppelt: als Frau und als Proletarierin.

Hiernach leuchtet ein, daß der Frau mit der Erklärung des Ehevertrags als Privatvertrag so wenig geholfen ist, wie dem Proletarier mit Proklamirung der wirthschaftlichen Freiheit. Letztere kommt hauptsächlich dem Kapitalisten zu Gute, die Ehe als Privatvertrag gäbe die Frau noch mehr als jetzt dem Manne in die Gewalt; wobei wir ganz davon absehen wollen, daß die bürgerliche Gesellschaft in Rücksicht auf das Privateigenthum und das damit zusammenhängende Erbrecht gar nicht darauf eingehen kann. Die Frau steht dem Manne erst gleich, wenn sie nicht blos rechtlich, sondern auch *ökonomisch* ihm gleich steht, wenn sie dasselbe Menschenrecht wie der Mann genießt, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse dem Manne es *unmöglich* machen, sich zu ihrem *Herrn* aufzuwerfen, *weil er ihr Ernährer* ist.

Der gesellschaftliche Zustand, der keinen Herrn und keine Unterdrückten kennt, weder auf politischem, noch ökonomischem, noch religiösem, noch *geschlechtlichem* Gebiet, ist der *Sozialismus*.

Im Sozialismus allein tritt die Frau, wie jeder Unterdrückte, in den Besitz des vollen Menschenrechts. Der Sozialismus setzt sich die höchste Entwicklung der Kräfte und Fähigkeiten *aller* Gesellschaftsglieder, also auch der *Frauen*, zum

Ziel; er verlangt von allen Gesellschaftsgliedern, also auch von den Frauen, die Anwendung ihrer Kräfte und Fähigkeiten zum gemeinsamen Nutzen; er gewährt allen Gesellschaftsgliedern, also auch den Frauen, vollen Antheil an dem gemeinschaftlichen Ertrage und Nutzen aller Thätigkeit. Im Sozialismus allein kann sich der edelste Trieb im Menschen, die Liebe, voll und ganz entfalten: alle falschen Rücksichten, alle Hemmnisse fallen weg, Mann und Frau stehen sich vollständig gleich gegenüber, ihre Neigung allein entscheidet ihr Zusammenleben, ihre Ehe. Wie ganz anders heute. Wie häufig ist ewiger Zank und Hader in der Ehe vorhanden, der nicht selten bis zu rohen Thätlichkeiten und selbst zu Verbrechen führt. Wo die Liebe mangelt, weil die Ehe von vornherein eine Zwangsehe war, d. h. eine solche, die nur aus materiellen oder Standesrücksichten geschlossen wurde, tritt auch bald Abneigung ein, namentlich wenn der eine Theil gezwungen ist, sich gegen den andern Rücksichten aufzuerlegen, die ihn in der freien Willensbestimmung und der Befriedigung anderer Neigungen hindern. Bald ist es der Müssiggang und die üppige Lebensweise, die Ueberdruß an dem gegenseitigen Besitz erzeugt und nach Abwechslung in der Liebe drängt, bald sind es erst in der Ehe sich offenbarende unverträgliche und unangenehme Charaktereigenschaften, welche das Zusammenleben stören; nicht selten auch, nachdem die erste Leidenschaft verflogen, das Hervortreten allzugroßer Unterschiede und Gegensätze in der Anschauung und Bildung. Oder es sind schwere materielle Sorgen, die sich einstellen und mit der gewohnten Lebensweise in Widerspruch treten. Kurz, es sind Dutzende von Ursachen, die bald aus den materiellen Verhältnissen, bald aus den ganz verschiedenen, oft künstlich großgezogenen geistigen Bedürfnissen und Anschauungen resultiren, welche Zustände in der heutigen Ehe erzeugen, die häufig bis zur höchsten Pein für beide Theile sich steigern, auf das Familienleben und die Kindererziehung demoralisirend wirken, und doch das einzig vernünftige Heilmittel, die beiderseitige Trennung, unmöglich machen, weil Rücksichten aller Art dies verhindern. Diese Vorkommnisse und Hindernisse sind in der sozialistischen Gesellschaft unbekannt, und wo sie ausnahmsweise sich zeigen sollten, leicht zu beseitigen. Die Ehe ist im vollsten Sinne des Worts ein von zwei vollkommen gleichberechtigten Theilen abgeschlossener Privatvertrag, der ohne

äußere Hindernisse gegenseitig gelöst werden kann, sobald die Verhältnisse der Betheiligten dies nothwendig machen.

Eine größere Unmoralität ist nicht denkbar, als wenn zwei Menschen, die sich nicht vertragen und nicht zusammenpassen, für alle Lebensbeziehungen gewaltsam aneinander gefesselt sein sollen. Darunter leidet nicht blos ihr eigener Charakter, der in dieser Zwangslage die schlimmsten Seiten entwickelt, sondern auch ihre ganze Umgebung und insbesondere die Kinder. Nichts wirkt auf die Kinder niederdrückender und demoralisirender, als das tägliche Beispiel eines Elternpaares, das sich nicht verträgt, das sich täglich im Angesicht der Kinder mit Vorwürfen und Gehässigkeiten und Schlimmerem begegnet, das deshalb die Achtung und Liebe der Kinder zu den Eltern untergräbt oder gar Spaltung in die Kinderherzen wirft.

Nichts verurtheilt den durch die Eigenthumsverhältnisse bedingten Zwangscharakter der bürgerlichen Ehe mehr, als solche und ähnliche Zustände, wie die geschilderten, die, das läßt sich nicht bestreiten, in sehr vielen Ehen vorhanden sind. Die bürgerliche Gesellschaft hat kein Mittel, kann kein solches haben, das diese Zustände verhindert. Das laisser faire ist auch in diesem Falle das höchste Maß ihrer Weisheit.

In der sozialistischen Gesellschaft ist die Ehe das reinste, von keiner andern Rücksicht als auf die gegenseitige Neigung geschlossene Verhältniß; ein Verhältniß, das, weil es aus keiner andern Absicht als der, sich gegenseitig anzugehören, von zu gegenseitiger Achtung und voller Gleichberechtigung erzogenen Menschen geschlossen wird, eine unendlich sittlichere Grundlage als die meisten heutigen Ehen hat. Es existirt nicht, wie böswillige und unverständige Gegner dem Sozialismus unterschieben wollen, die sogenannte „Weibergemeinschaft“, ein Zustand, dessen Name schon eine schimpfliche Degradation der Frau bedeutet, der aber heute für manche Klassen in Wirklichkeit besteht. Dagegen muß mit viel mehr Recht, wie nachzuweisen leicht ist, die heutige Zwangsehe ein unmoralisches Verhältniß genannt werden. Bei wie vielen heutigen Ehen entscheiden nicht Vermögens- und Standesrücksichten? In wie vielen Fällen heirathet die Frau nicht aus Liebe, sondern weil die Zustände sie zwingen, in der Ehe eine Versorgungsanstalt zu sehen? In wie vielen Ehen herrscht nicht ein so großes Zerwürfniß, daß es

trotz der für die Frau so ungünstigen Verhältnisse bis zur Scheidung kommt? Und in wie viel mehr Ehen kommt man nicht beiderseitig stillschweigend überein, es nicht bis zum „öffentlichen Skandal“ kommen zu lassen, in Rücksicht auf die verschiedenen in Betracht kommenden Interessen? In wie vielen Ehen endlich existirt, wenn auch kein Zank und Streit, so doch kaltes, gewohnheitsmäßiges Nebeneinanderleben, in das man sich eben schickt, weil es einmal nicht anders geht? Welcher Kenner unseres Familienlebens wird alles dies bestreiten? Und doch behauptet man, in der heutigen Form der Ehe die beste und zweckmäßigste, eine „geheiligte“ Institution zu besitzen. In den acht alten preußischen Provinzen betrug 1873 die Zahl der streitenden Ehepaare, die ihre Sache bis vor den Pfarrer brachten, 7325, wovon 2829 durch die Ueberredungskunst des Pfarrers versöhnt wurden, 3377 unversöhnt blieben, in 1119 Fällen die Verhandlungen noch schwebten. Dies bezieht sich nur auf ein Jahr und nur auf die protestantische Bevölkerung, da die katholische Kirche, die ein volles Drittel der Bevölkerung umfaßt, jede Scheidung strenge abweist und starr an der nun einmal geschlossenen Ehe festhält. Auch wird Niemand glauben, daß die vor dem Pfarrer Versöhnten wirklich für immer versöhnt sind. In dem betreffenden Jahre betrug die Zahl der Rückfälligen 463 Paare, wovon 267, also über vier Siebentel, unversöhnt blieben und, wie die andern 3377, den Weg der Scheidung betraten. Das ist die Moral der heutigen Ehe: und wie viele Tausende scheuen diesen letzten Schritt?

In der sozialistischen Gesellschaft werden die Früchte der Ehe, die Kinder, auch nicht, wie das heute so vielfach geschieht, in Armen- oder Findelhäusern oder in den erbärmlichen Wohnungen der Armen und durch körperliche Ausbeutung zu Grunde gehen, oder in den Ammen- und Kinderstuben und Pensionsanstalten der Reichen verzogen und verhätschelt werden, sondern die Gesellschaft betrachtet die Kinder als werthvolle Pflanzen, die sie für ihre Weiterentwicklung sorgfältig zu hegen und zu pflegen hat, und sorgt, ohne daß sie der Elternliebe den geringsten Einhalt oder Zwang anthut, für das Gedeihen und die vernunftgemäße Entwicklung der Kinder; die Schulpflicht wird zur allgemeinen Erziehungspflicht erweitert.

Wie die heutigen ehelichen Gebrechen und Verbrechen in der sozialistischen Gesellschaft verschwinden, so verschwindet auch das furchtbare Verbrechen des Kindsmordes, wozu heute so

viele der Aermsten von dem weiblichen Geschlecht durch die Niedertracht ihrer Verführer, die Furcht vor öffentlicher Verachtung oder weil sie keine Subsistenzmittel für das arme Wesen, das sie geboren, besitzen, getrieben werden.

Es verschwindet der Abortus, jenes schändliche und widernatürliche Auskunftsmittel, das heute eine erschreckende Verbreitung gerade in der sogenannten gebildeten Frauenwelt gefunden, weil man entweder Fehltritte verbergen oder weitere Kinder, die man glaubt, nicht mehr „standesgemäß" erziehen zu können, vor ihrer Geburt beseitigen will. Es verschwindet endlich die Prostitution, die in dem Maße von Tage zu Tage wächst, wie die Beschaffung der Existenzmittel für die Familie immer schwieriger wird, der Werth der weiblichen Arbeitskraft sinkt, die junge Männerwelt aus den verschiedensten Gründen auf das Familienleben mehr und mehr verzichtet, aber um so ausgelassener Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse außerehelich sucht.

Das sind die Kardinalübel, die in unserer Gesellschaft immer furchtbarer um sich greifen und unsagbares Elend in unzähligen Familien verbreiten, die ganze Gesellschaft verpesten.

Es ist die bedrängte, nach Befreiung aus den engen Banden, welche die gesellschaftlichen Institutionen begründet haben, die politischen und kirchlichen Institutionen wie mit eisernen Klammern aufrecht halten, lechzende Menschennatur, die schließlich zum Verbrechen, als dem einzigen Ausweg, gezwungen wird. Die gewaltsam in falsche Bahnen geleitete Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit unserer Zustände erzeugt das Verbrechen, das die Gesellschaft mit Härte und Grausamkeit bestraft, obgleich sie es selbst verschuldet.

Die Verbrechen werden bei den immer dringender sich geltend machenden Ansprüchen an naturgemäße, menschliche Existenz und angesichts der Unmöglichkeit, sie in der heutigen Gesellschaftsorganisation zu befriedigen, sich immer mehr vermehren, und die Gesellschaft wird nicht eher zur Ruhe kommen, bis sie eine Organisation sich gegeben, die jedem Menschen die Entwicklung aller seiner Anlagen und Fähigkeiten möglich macht, durch ein ausgedehntes vernünftiges Erziehungssystem ihn den Gebrauch und die Anwendung seiner Kräfte lehrt, in der auf vollster Gleichberechtigung Aller ruhenden Freiheit, ihm die Ausübung derselben gestattet und den Genuß von

allen Errungenschaften der Gesammtheit als selbstverständliches Recht ihm zuerkennt.

Zwei Klassen der heutigen Gesellschaft haben das ganz besondere Interesse, zur Erreichung dieses Zieles nach Kräften beizutragen: die Proletarier und die Frauen.

Es wird hohe Zeit, daß der deutsche Sozialismus das eminent wichtige Interesse, das die Frauen an seinen Bestrebungen haben müssen, überall erkennt und darnach handelt. Mit dem den Frauen innewohnenden feinen Gefühl, welches sie als selbst Unterdrückte für die Unterdrückten stets empfanden und das ihnen instinktiv die Hoffnung gab, durch die Befreiung eines Unterdrückten ihre eigene Unterdrückung zu beendigen oder zu erleichtern, haben sie noch in jeder großen Bewegung ihre Rolle gespielt und sich mit Eifer hingegeben. Es zeigte sich dies bei der Gründung und Ausbreitung des Christenthums, bei allen religiös-sozialen Bewegungen des Mittelalters, im Bauernkrieg, in der französischen Revolution, in der Junischlacht, in der Kommunebewegung. Wir sehen sie heute im ultramontanen und im sozialistischen Lager. Sie stehen im ultramontanen Lager, weil bei den Frauen in noch höherem Grade wie bei den Proletariern die Ausbildung des Verstandes absichtlich vernachlässigt wurde. Es ist der erste und Hauptgrundsatz aller Unterdrücker, die Unterdrückten in der Unwissenheit zu erhalten. Dies ist fast ausnahmslos bei den Frauen aller Stände geschehen. Die Proletarierfrau steht der Frau des Bourgeois oder des Aristokraten geistig weit näher, wie der männliche Proletarier den Männern jener Klassen.

Wo der Verstand wegen Mangel an Entwicklung und Uebung schwach ist, ist das Gefühl stark. Dieses starke Ueberwuchern des Gefühls auf Kosten des Verstandes hat insbesondere die Kirche, die nur auf das Gefühl berechnet ist, auszubeuten gewußt. Die Frau glaubt an die Kirche, weil sie in ihr die Trösterin in ihren Leiden, die Erretterin aus so vieler Noth, der sie hilflos und verlassen gegenübersteht, zu finden hofft. Es ist Aufgabe des Sozialismus, die Frau diesem Wahne und damit der Kirche zu entreißen. Sie gehört zu uns, wir kämpfen für ihre wirkliche Befreiung, in der Verwirklichung unserer Ziele findet sie allein die wahre Freiheit und Unabhängigkeit, trete sie also als Bundesgenossin uns zur Seite. Es kommt bei ihrer Befreiung nicht blos ihre Lage als Gattin dem Manne gegenüber in Betracht, sondern auch

ihre Stellung als Staatsbürgerin und Arbeiterin, als Gesellschaftswesen überhaupt.

Eine kurze Aufführung der wichtigsten Beziehungen möge dies darthun.

Welches Interesse hat nicht die Frau als Gattin und Mutter an einem auf friedlicher Entwicklung beruhenden Staatswesen? Im Gatten droht ihr im Kriege der Verlust des Vaters ihrer Kinder und des Ernährers, günstigsten Falles erleidet sie schwere Störung oder gänzliche Vernichtung ihres Hauswesens auf lange Zeit oder für immer. Ihr droht durch den Krieg der Tod oder die Verkrüppelung des Sohnes, den sie mit Sorgen und Schmerzen geboren, mehr als zwei Jahrzehnte mit der ganzen Sorgfalt eines Mutterherzens wie ihren Augapfel bewacht und behütet, der Tag und Nacht ihre Gedanken in Anspruch genommen, an dem sie einen Trost und eine Stütze im Alter zu finden hoffte. Und wenn ihre Befürchtungen zu ihrem Glück sich nicht verwirklichten, wie viele lange Monate hatte sie nicht Todesängste auszustehen! Und welch' großes Interesse auch die unverheiratheten Frauen an friedlichen, ruhig sich entwickelnden Zuständen haben, geht aus den Zahlen hervor, die oben angeführt wurden. Der Krieg und die daraus folgende in höherem Grade steigende Auswanderung steigert die Wahrscheinlichkeit für sie, ihren Beruf als Gattin und Mutter, den schönsten und wichtigsten Theil ihres Lebenszweckes, zu verfehlen.

Und droht der männerfressende Krieg, die Frau kann daran nichts ändern, ihre Stimme gilt nicht. Spott und Hohn beschränkter Männer trifft sie, wenn sie zu verlangen wagt, für ihre Menschen- und Frauenrechte an der Stimmurne eintreten zu können.

Und wie in diesen Fällen ist es in allen anderen, die sich auf das Staats- und Gemeindewesen beziehen. Sie leidet zumeist, wenn die Last der indirekten Steuern, die Spekulation und der Betrug die Lebensmittel vertheuern und verschlechtern und ihr es unmöglich gemacht wird, für den zugewiesenen Geldbetrag den gewohnten und benöthigten Bedarf zu beschaffen.

Sobald die Frau den Zustand unserer Steuergesetzgebung kennen lernt, wird sie eine Agitatorin werden, die an Energie und Eifer dem entschiedensten Mann gleichkommt.

Und hat sie nicht auch das höchste Interesse an der Erziehung, und zwar nicht allein im Allgemeinen betrachtet,

sondern speziell für ihr Geschlecht? Wie die in den Staats- und Gemeindevertretungen sitzende herrschende Männerklasse der Ansicht ist, das Kind des Armen dürfe keine höhere Bildung erhalten, um nicht zu klug und dadurch gegen die Ausbeutung aufsässig zu werden, so ist sie auch der Ansicht, die Mädchen müßten geringere Bildung genießen als die Knaben, ihr Beruf als künftige, den Männern zu gehorchende Hausfrauen verlange das: eine gescheidte Frau sei vom Uebel. Klassenherrschaft und Geschlechtsherrschaft, dieselbe Wirkung.

Dieselbe Wirkung? Nein, die Wirkung ist bei der Frau unter Umständen noch schlimmer. Als Arbeiterin leistet sie in ihrem Fach dasselbe wie der Mann, ihre zu feineren Arbeiten vorzugsweise geeigneten Fähigkeiten lassen sie oft noch Besseres leisten. Gleichwohl wird sie schlechter bezahlt. Das gilt vom bürgerlichen Unternehmer wie vom Staat. Letzterer stellt Frauen bei der Post, den Eisenbahnen, den Telegraphen an. Warum? Aus Humanität? Weit gefehlt, sondern weil sie billiger arbeiten und noch gefügigere Werkzeuge sind als die Männer.

Als Arbeiterin hat sie das lebhafteste Interesse an der gesammten Sozialgesetzgebung, alle Fragen, welche die männlichen Arbeiter berühren, berühren auch sie; ob wir in Zuständen leben, die stabile Verhältnisse schaffen oder in denen große Krisen mit Zeiten wilder Prosperität abwechseln, kann auch ihr nicht gleichgiltig sein. Kurz, es giebt kein gesellschaftliches Ereigniß, das für sie nicht das gleiche Interesse hätte wie für den Mann, und ist sie verheirathet, dann ist dies erst recht der Fall.

Die hilflose Stellung ihres Geschlechts giebt die Frau weit mehr als den niedrigsten Proletarier in die Hände ihres Ausbeuters, sie muß sogar häufig ihm und seinen Werkzeugen ihre Ehre preisgeben. Ein nicht unerheblicher Theil der in unseren Fabriken, Putz-, Mode- und weiblichen Handarbeits-Geschäften, Kaufläden, Komptoirs, Bureaus beschäftigten und angestellten Frauen dient häufig den Lüsten ihrer Gebieter. Manche dieser Anstalten sind förmliche Harems. Auch die sich zu diesem entwürdigenden Dienste bereitwillig und freiwillig Hingebenden sind wie jene, die es gezwungen thun, Opfer der sozialen Lage ihres Geschlechts. Und damit nicht genug, daß die unverheirathete Frau oft den Lüsten des Brodherrn sich opfern muß, es sind die Fälle nicht selten, wo der

reiche oder hochgestellte Wüstling bis in das Innere der Familie greift und durch den in seine Hände gegebenen Mann die Frau zur Hingabe zwingt. In Arbeiter- wie Beamtenkreisen fehlt es nicht an zahlreichen Beispielen. Die Ursachen aller dieser Zustände sind, das sei wiederholt gesagt, unsere sozialen Verhältnisse.

Und die heutige Gesellschaft brüstet sich mit ihrer Moral, sie predigt von der Heiligkeit der Ehe und prahlt mit ihrer Gesittung und Bildung. Wer die Verhältnisse unparteiisch prüft, wird zu ganz entgegengesetzten Schlüssen kommen. Darum ceterum censeo: Es giebt kein anderes Heilmittel, als Herstellung gesunder Verhältnisse auf der Grundlage des Sozialismus.

Druck von Max Bading, Berlin SW.

Druck von Max Bading, Berlin SW.

